

Mitteilungen
der Gesellschaft
für Buchforschung
in Österreich
2023-2

PRAESENS

Herausgeber und Verleger

GESELLSCHAFT FÜR BUCHFORSCHUNG IN ÖSTERREICH

Der vorläufige Vereinssitz bzw. die Kontaktadresse ist:

A-1080 Wien, Lerchengasse 21/20

email: an.golob@uni-graz.at

Homepage: www.buchforschung.at

Redaktion

Johannes Frimmel

Gedruckt mit

Förderung der MA 7 (Wissenschaftsförderung)



In Kommission bei Praesens Verlag, Wien
ISSN 1999-5660

INHALTSVERZEICHNIS

Editorial. Seite 5

Johannes Frimmel: Nachruf auf Murray G. Hall Seite 7

Murray G. Hall: Dankesrede. Preis der Stadt Wien für Publizistik 2018
Seite 9

Erinnerungen an Murray G. Hall Seite 13

Susanne Blumesberger / Susanne Falk / Ernst Fischer / Andreas Golob /
Heimo Gruber / Christine Haug / Roland Jaeger / Wynfrid Kriegleder /
Irene Nawrocka / Herbert Ohrlinger / Alfred Pfoser / Johann Sonnleitner

Gert Polster: Herkunft und Kindheit des Buchdruckers

Johann Thomas Trattner Seite 31

Mária Rózsa: Beiträge der Wiener Theater-Zeitung zwischen Vormärz und
Revolution unter besonderer Berücksichtigung des ungarischen kulturellen,
gesellschaftlichen und politischen Lebens (1812–1849) Seite 39

REZENSIONEN

Katharina Bergmann-Pfleger: *Die Steiermärkische Landesbibliothek in der
NS-Zeit* (Martin Moll) 57 / Josef Smolen: *Fritzi Löw und die Buchkunst
in Wien um 1900* (Veronika Pfolz) 61

NOTIZEN

Neuer Band des *Archivs für Geschichte des Buchwesens* 64 /
Beiträger und Beiträgerinnen 64

EDITORIAL

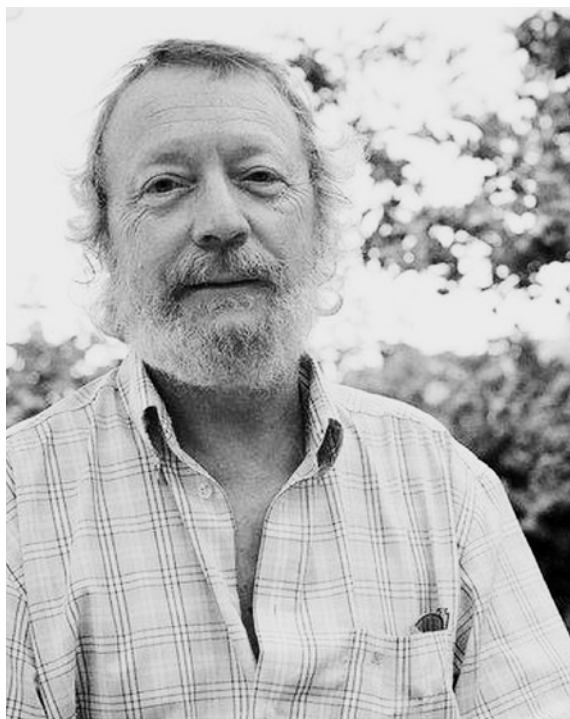
Liebe Mitglieder!

Noch vor wenigen Monaten hätte niemand daran gedacht, dass dieses Heft ein Gedenkheft für unseren Herausgeber und langjährigen Vereinsobmann Murray G. Hall sein wird. Mit großer Bestürzung haben wir von seinem Tod erfahren. Die hier versammelten Erinnerungen von Freunden und Weggefährten sind Ausdruck großer Wertschätzung des Menschen und Wissenschaftlers Murray G. Hall und zeugen von einer tiefen Verbundenheit mit ihm. Den Beiträgen vorangestellt ist eine Rede, die Murray G. Hall anlässlich der Verleihung des Preises der Stadt Wien für Publizistik gehalten hat, und in deren Worten seine Persönlichkeit und sein Humor auf ganz besondere Weise sichtbar werden.

Obwohl Johann Thomas von Trattner wohl der einzige österreichische Verleger ist, der in keinem Lexikon fehlt, gibt es keine neuere Biographie über ihn. Vor allem über seine Herkunft und Jugendjahre kursieren zahlreiche Irrtümer, die Gert Polster in seinem Beitrag richtigzustellen vermag. Zugleich gelingt es ihm, Trattners Biographie durch neue Erkenntnisse anzureichern. Der anschließende Beitrag von Mária Róza dokumentiert materialreich die Artikel mit Ungarn-Bezug in der *Theaterzeitung*.

Wie gewohnt, finden sich am Ende des Heftes Rezensionen, die sich diesmal mit Neuerscheinungen zu der Künstlerin und Buchgestalterin Fritzi Löw und zur Geschichte der Steiermärkischen Landesbibliothek in der NS-Zeit befassen. Es bleibt mir, allen Mitgliedern für ihre Treue zu danken und zu hoffen, dass der Inhalt dieses Heftes im Sinne Murray G. Halls ist, der auch als Herausgeber ein großes Vorbild bleibt.

Johannes Frimmel



Murray G. Hall (1947–2023)

Johannes Frimmel: Nachruf auf Murray G. Hall

Am 4. September 2023 ist Murray G. Hall im Alter von 76 Jahren nach kurzem schwerem Leiden in Wien verstorben. Er war von 2002 bis 2022 Obmann unserer Gesellschaft und seit 1999 Herausgeber der *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung in Österreich* sowie der Reihe „*Buchforschung. Beiträge zum Buchwesen in Österreich*“. Geboren wurde Murray G. Hall am 25. Mai 1947 in Winnipeg/Kanada, nach einem Studium der Germanistik in Kanada, Freiburg im Breisgau und Wien promovierte er 1975 in Wien zum Thema *Tier und Tiermotivik im Prosawerk Robert Musils*. Seit 1973 war Hall als Mitarbeiter der Musil-Edition von Adolf Frisé tätig. 1978 erschien im neugegründeten Löcker Verlag sein Buch *Der Fall Bettauer*, durch das ein andauerndes Interesse an dem ermordeten Romanautor und Sexualreformer Hugo Bettauer geweckt wurde. Murray G. Halls zweibändige *Österreichische Verlagsgeschichte 1918 bis 1938* (Böhlau 1985) wurde ebenso zu einem Standardwerk wie seine Geschichte des Zsolnay-Verlages (*Der Paul Zsolnay Verlag: Von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil*, Niemeyer 1994). Dass er auch die „Arisierungen“ in der Branche genau dokumentierte, brachte ihm zahlreiche Anfeindungen ein. Murray G. Hall war ein Beispiel dafür, dass Mut und Zivilcourage zur Wissenschaft dazugehören, auch wenn damit Karrierenachteile verbunden sind.

Durch seine Beschäftigung mit der Verlagsgeschichte der NS-Zeit lag es nahe, dass Murray G. Hall auch zu einem Pionier der Provenienzforschung wurde und ein FWF-Projekt leitete, das sich mit der Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek in der NS-Zeit befasste. Gemeinsam mit Christina Köstner schrieb er die umfassende Monographie „*allerlei für die Nationalbibliothek zu ergattern ...*“: *Eine österreichische Institution in der NS-Zeit* (Böhlau 2006). Ein nicht zuletzt für den Aufbau des Österreichischen Literaturarchivs zukunftsweisendes Werk war das gemeinsam mit Gerhard Renner verfasste *Handbuch der Nachlässe und Sammlungen österreichischer Autoren* (Böhlau 1992, 2. erw. Aufl. 1995). In den letzten Jahren galt Murray G. Halls besonderes Interesse der Geschichte der deutschsprachigen Verlage in Böhmen zwischen 1918 und 1945. Auch sein letztes Buch *Der Volk und Reich Ver-*

lag, Prag. Zur Geschichte des Buchhandels und Verlagswesens im Protektorat Böhmen und Mähren 1939–1945 (Praesens 2021) widmete sich diesem kaum erforschten Thema.

Neben seiner wissenschaftlichen Tätigkeit arbeitete Murray G. Hall zunächst als freier und dann als festangestellter Mitarbeiter bei Radio Österreich International und erwarb sich durch seine Präsenz im Radio große Bekanntheit. Obwohl ihm eine Stelle am Institut für Germanistik der Wiener Universität verwehrt wurde, betreute er als sehr beliebter externer außerordentlicher Professor zahlreiche Dissertationen und Diplomarbeiten zum Thema Buchforschung. Seit seinem Ruhestand ist hier eine Forschungslücke an der Universität Wien entstanden.

Allzu häufig wird festgestellt, jemand sei unersetzbar. Doch bei Murray G. Hall ist diese Aussage berechtigt. Sein umfassendes Wissen über die österreichische Literatur- und Verlagsgeschichte des 20. Jahrhunderts, seine Quellenkenntnis und seine mit kritischem Verstand, beeindruckendem Fleiß und detektivischem Spürsinn durchgeführten, auf großer Erfahrung beruhenden Forschungen werden so schnell keine Nachfolge finden und der österreichischen Wissenschaft schmerzlich fehlen. Auch die Gesellschaft für Buchforschung in Österreich verdankt Murray G. Hall, ihrem unermüdlichen und ideenreichen Obmann, Autor und Herausgeber, unendlich viel. Zur für diesen Herbst geplanten Verleihung der Ehrenmitgliedschaft an ihn ist es nun nicht mehr gekommen. Doch Murray hat für immer einen Ehrenplatz in der Geschichte unserer Gesellschaft.

Murray G. Hall:

Dankesrede. Preis der Stadt Wien für Publizistik 2018

Sehr geehrte Frau Stadträtin Kaup-Hasler! Geschätzte Jurymitglieder! Liebe Preisträgerinnen und Preisträger! Sehr geehrte Damen und Herren! Liebe Kolleginnen und Kollegen! Liebe Freunde!

Als ich im Sommer die erfreuliche Nachricht erhielt, dass ich unter den heutigen Preisträgern den Preis für Publizistik verliehen bekomme, hat man mich informiert, dass mir, einer Tradition folgend, die ehrenvolle Aufgabe zufällt, die Dankesrede zu halten. Und zwar nicht nur in meinem Namen, sondern im Namen aller heute Ausgezeichneten.

Sich im Namen aller zu bedanken, ist allerdings leichter gesagt als getan, denn „Dank“ ist oft etwas (sehr) Persönliches. Das sage ich, weil ich vor zirka zwei Jahrzehnten, bei einer persönlichen Ehrung — es ging um die Verleihung des Goldenen Ehrenzeichens für Verdienste um das Land Wien — in diesem Saal anwesend war. Der Dankesredner unter den drei Geehrten hat die Veranstaltung gleichsam gekapert und nicht nur *gefühlte* eineinhalb Stunden über sich und seinen früheren Arbeitsplatz geplaudert. Kein Wunder, dass sich der Saal mit zunehmender Dauer spürbar geleert hat! (Ich glaube, weitere Zeitzeugen sitzen heute im Wappensaal.) Das will ich heute nicht wiederholen und mich daher kurz fassen.

Die alljährlich seit 1947 verliehenen Preise der Stadt Wien sind die höchsten Auszeichnungen, die die Stadt auf dem jeweiligen Gebiet zu verleihen hat. Sie sind ein Sichtbarmachen der Wertschätzung und Anerkennung der Stadt für hier lebende und wirkende Personen, die Leistungen auf verschiedensten Gebieten hervorgebracht haben. Diese Ehrung ist nicht nur mit einer entsprechenden Urkunde verbunden, sie ist auch eine großzügige materielle Anerkennung. Darüber hinaus möchte ich festhalten, dass das Preisgeld heuer von der Stadt Wien von 8.000 auf 10.000 Euro pro Kategorie erhöht wurde, was auch von uns Preisträgerinnen und Preisträgern mit Sicherheit hoch geschätzt wird.

Auf der Suche nach einem Thema für diese Rede habe ich einen meiner Söhne nach einer Anregung gefragt, und er meinte, ich sollte über Sprache, Spracherwerb

und konkret über meinen Weg zur deutschen Sprache sprechen. Wir leben ja in einer Zeit, in der allenthalben und von den 8 Millionen plus Bildungsexperten im Lande (zu denen ich mich nicht zähle) über die Sinnhaftigkeit oder Nicht-Sinnhaftigkeit von Deutschförderkursen diskutiert wird, unter Ausschluss derjenigen, die die Landessprache halbwegs beherrschen. Nur darf man nicht nur in Sonntagsreden – oder wie es Simon Wiesenthal in einem anderen Zusammenhang einmal formulierte: „für den Export“ – für Integration eintreten und verlangen, dass Einwanderer die Landessprache lernen. Man muss auch wenigstens den Anschein erwecken, dass man das wirklich will und ausreichende finanzielle Mittel zur Verfügung stellen. Wir leben auch in einer Zeit, wo eine Unwillkommenskultur sich als beliebig ausbaubar erweist. Und zwar durch das Schüren von Ängsten und neuen Bedrohungsszenarien, durch Grenzszenierungen. Es gibt wohl keine sichtbaren Krisen, wohl aber Herausforderungen. So wie ich es sehe, bin ich der einzige heute Geehrte mit „Migrationshintergrund“. Wenn das nicht der Fall sein sollte, habe ich vermutlich den längsten *Migrationsweg*, von der breiten kanadischen Prärie mit einigen Zwischenaufenthalten nach Wien und zum Institut für Germanistik und zum ORF. Ich bin nicht familiär vorbelastet, wie damals manche Schulkollegen, deren Eltern aus Deutschland oder Österreich ausgewandert sind. Obwohl ich damals noch relativ jung war, kann ich mich noch an eine Migrationswelle nach Kanada nach dem Ungarn-Aufstand im Jahr 1956 erinnern, als Kinder mit ungarisch klingenden Namen in die Schule kamen. Später kamen viele Tschechen nach der Niederschlagung des Prager Frühlings. Ich bin in einer – um den pejorativen Begriff zu verwenden – „Multi-Kulti“-Atmosphäre aufgewachsen, und meine Geburtsstadt Winnipeg dürfte die größte ukrainische Stadt außerhalb der Ukraine gewesen sein. Es kam mir vor, als ob die Bürgermeister immer irgendwas ... Tschuck hießen. Somit gibt es viele Parallelen zur Einwanderungsstadt Wien.

Mein Vater kam aus England, genau genommen aus Nottingham (bekannt durch Robin Hood und den Sherwood Forest!). Also ein Zugereister! Mein Großvater mütterlicherseits ist in Devonshire in England geboren und wanderte früh nach Manitoba aus, wo er nach der Entwicklung von klimaresistenten Getreidesorten international geehrt wurde. 1917 gewann er die Weltmeisterschaft für Weizenanbau, später wurde er zum „Weizenkönig von Manitoba“ ernannt. Also nix Deutsch! In der Schule interessierten mich das Fach Geographie und ferne Länder und ihre Sprachen. Ein Lieblingsfach war Französisch – übrigens als zweite Amtssprache Pflicht und gleichzeitig das ziemlich am meisten gehasste Fach in der ganzen Schule. Nachdem ich in späteren Jahren einen schlechten Französisch-Lehrer erleben muss-

te, habe ich mich entschlossen: Einer muss das besser machen. Ich habe zwar später Romanistik studiert, aber, wie Sie sehen, bin ich nicht Gymnasiallehrer in Kanada geworden. Als ich 12 war, ist mein Vater — damals Sanitäter in der kanadischen Armee — nach Nordrhein-Westfalen in Deutschland versetzt worden. Dort blieben wir zwei Jahre, eingeschlossen in einer kanadischen Kolonie, und am Ende dieses Erlebnisses reichten meine Deutschkenntnisse für „Noch ein Bier!“ und „Auf Wiedersehen“ aus. Das Erlernen der Sprache begann erst richtig mit einem Deutsch für Anfänger-Kurs an der Queen's University in Kingston, Ontario. Ich hatte Romanistik und Germanistik inskribiert. Das dritte Jahr des Studiums verbrachte ich mit meinen ungeprüften/ungetesteten Deutschkenntnissen an der Universität in Freiburg im Breisgau. Ich könnte nicht behaupten, dass ich richtig „studiert“ habe, die Angst, sich in einer Fremdsprache zu blamieren, war zu groß und in diesem Jahr habe ich mehr Französisch gesprochen als Deutsch. Ich erinnere mich noch gut an eine Lehrveranstaltung für ausländische Studenten zum Aufbau des Wortschatzes. Da lernten wir alle möglichen Redewendungen mit Körperteilen wie ‚das liegt mir im Magen‘, ‚da fällt mir ein Stein vom Herzen‘, ‚ein Herz und eine Seele‘, ‚über die Leber laufen‘ etc. etc. Dabei lernte ich auch, andere Teilnehmer nachzuahmen, die Deutsch mit einem dicken amerikanischen, britischen oder französischen Akzent sprachen. Das erste neue deutsche Wort, das ich dort lernte, war „Feierabend“. Ich war halb verhungert und hätte mich in einem Lokal geniert, wenn ich dem Kellner etwas falsch gesagt hätte. Ich ging spätabends zu einem Würstelstand, um eine Bockwurst oder Bratwurst zu essen (und wäre mit dem einen Wort ausgekommen), aber der Mann sagte etwas von „Feierabend“. Ich habe nicht gewusst, was er damit meint, es war an dem Tag kein Feiertag, also wieso „Feierabend“? Er wollte natürlich zum Ausdruck bringen, dass es spät war und er zusperren wollte. So ist mein deutscher Wortschatz erweitert worden. Es konnte nur mehr bergauf gehen.

Um es abzukürzen, ich habe mein Studium der Germanistik und Romanistik abgeschlossen und dann den M.A. in Germanistik im Herbst 1970 mit einem Aufenthalt in Wien begonnen. Ich hatte für Österreich ein Stipendium vom Bundesministerium für Unterricht und Kunst im Rahmen der Aktion „Bewerber aus aller Welt“ bekommen, und beim großen Treffen der Stipendiaten hatte ich das Gefühl, der einzige zu sein, der nicht aus einem Entwicklungsland gekommen war. Vielleicht war die öffentliche Atmosphäre damals anders als heute, ich kann es nicht sagen. Wie auch immer: Ich teile die Meinung des ehemaligen Bundespräsidenten Heinz Fischer, der kürzlich in einem Interview zu seinem 80. Geburtstag zur Flüchtlingsproblematik aufhorchen ließ. Er meinte, er sei „sehr besorgt“, „wenn man Aversionen

gegen Flüchtlinge spüre und eine gezielte Politik betrieben werde, ‚um Flüchtlinge aus dem Land hinaus zu vergraulen‘ – auch indem man sie etwa bei der Mindestsicherung herabstuft.“ (*Kleine Zeitung online*, 3. 10. 2018)

Nach dem Abschluss bin ich 1972 nach Wien zurückgekehrt, um das Doktoratsstudium zu beginnen. Von der Schwierigkeit der Sprache her hätte ich einen „leichteren“ Dichter als Robert Musil wählen können, aber wie auch immer. Wenn ich an den Weg zur Sprache denke, fällt mir der Novellenband *Drei Frauen* ein, wo Kommunikation durch Sprache ein Hauptthema ist, vor allem in der Novelle *Tonka*. In seinem Tagebuch schreibt Musil: „Es sind die ‚armen Mädchen‘, die nicht sprechen können. Die Rede ist nicht nur ein Machtmittel, sondern ein Sinn mehr zur Aufnahme der Welt. [...] Etwas gut ausdrücken ist mehr als es gut sehen.“ (Robert Musil, *Tagebücher*, Bd. I, Hamburg: Rowohlt, S. 171)

Ein Erlebnis hatte ich mit meinem „Deutsch als Fremdsprache“ beim Rigorosum im Alten Fach. Im Gegensatz zu heute war das keine kommissionelle Prüfung, und mein Gegenüber war Frau Prof. Blanka Horacek. Im Vorfeld hatte man mir dringend geraten, bei ihr das Wort ‚Nibelungenlied‘ auf der *ersten* Silbe zu betonen, sonst könnte man gleich heimgehen. Ich habe mich daran gehalten, mich aber zugleich gefürchtet. Neben einer Frage nach der ersten mittelhochdeutschen Dichterin (der Name ist mir nicht eingefallen) haben wir über die Ablautreime im *Nibelungenlied* gesprochen und dann wechselte sie das Thema zur Herkunft meiner deutschen Sprache. Für sie war klar, dass ich aus der Gegend südlich von Köln stammen musste. Punkt. Ich versuchte sie – ohne Erfolg – zu korrigieren mit dem Nebeneffekt, dass ich das angenehme Gefühl hatte, dank dieser Diskussion gut die Hälfte der Prüfungszeit hinter mich gebracht zu haben.

Nach etwas mehr als zwanzig Jahren im Lande habe ich – und das als nicht mehr aktiver Eishockeyspieler – die doppelte Staatsbürgerschaft bekommen und bin stolz darauf, nicht nur kanadischer, sondern auch österreichischer Staatsbürger zu sein. (Ob ich deshalb auf irgendeiner Liste mit Doppelstaatsbürgerschaften stehe, weiß ich nicht.) Nebenbei bemerkt: als aktiver Eishockeyspieler hätte ich gleich Anspruch auf eine Rot-Weiß-Rot-Karte gehabt. Bei Eishockeyspielern hat diese Politik des „eigentlich wollen wir es gar nicht, aber wir müssen so tun als ob“ wenigstens funktioniert.

Zum Abschluss möchte ich auf das Zitat von Robert Musil zurückkommen, wo er meint, die Rede – man könnte das auch Sprachfähigkeit nennen – sei ‚ein Sinn mehr zur Aufnahme der Welt‘. Das könnte man in einem zeitgenössischen Kontext mit ‚sprachlicher Integration‘ gleichsetzen. Und die ist wichtig. Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit!

Erinnerungen an Murray G. Hall

Ein letzter Dank an Murray G. Hall

Es muss um das Jahr 2000 gewesen sein, als ich Murray G. Hall zum ersten Mal traf. Ich war an der Österreichischen Nationalbibliothek beim Projekt „Österreichische Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft“ mit der Herausgabe des gleichnamigen Lexikons beschäftigt, als er zu mir kam und um ein Interview bat – auf Englisch. Für mich war es das erste Mal, dass ich für das Radio interviewt werden sollte und dazu noch auf Englisch, es war eine Qual und ich habe mir das Ergebnis aus Selbstschutz nie angehört. Ich muss gestehen, dass ich damals nicht wusste, wer er war. Erst viele Jahre später, als ich ihn bereits um einiges besser kannte, sprach ich ihn darauf an. Er könne sich gar nicht erinnern, war seine Antwort. Das habe ich ihm nie geglaubt, bis jetzt nicht. Murray hat nichts vergessen, es war eher sein ausgeprägtes Taktgefühl, da bin ich sicher. Meine zweite Begegnung mit ihm war im Vorstand der Österreichischen Gesellschaft für Kinder- und Jugendliteraturforschung. Durch sein unglaubliches Wissen auf mehreren Gebieten, wie der Buchforschung, der Literaturgeschichte, dem Exil und vor allem durch seine Arbeiten im Bereich der österreichischen Verlagsgeschichte brachte er zahlreiche Aspekte in die Kinder- und Jugendliteraturforschung ein und erweiterte den Horizont enorm. Bei dieser Zusammenarbeit lernte ich sein Wesen gut kennen. Er teilte seine Erkenntnisse freigiebig mit anderen ohne jemals damit aufzutrumpfen, er unterstützte andere, vor allem Studierende unaufdringlich und vernetzte Menschen miteinander. Sein Arbeitspensum war enorm, er forschte und schrieb oft pionierhaft über verschiedene Themen, übersetzte, lektorierte englische Texte und fand darüber hinaus auch noch Zeit, Hochschulschriften zu identifizieren, die sich mit Kinder- oder Jugendliteratur beschäftigen. Damit schuf er einen guten Überblick für Studierende. Als er seine Lehrveranstaltungen aufgab, tat sich eine Lücke auf, die nicht mehr geschlossen werden konnte.

Ich hatte das Glück, ihn auch privat ein wenig kennen lernen zu dürfen, als begeisterten Gärtner, als gastfreundlichen Familienvater, als ehrlich an anderen interessierter Mensch, als humorvollen Gesprächspartner und vor allem als dezenten Motivator.

Bei aller Trauer, dass er nicht mehr da ist, bin ich dankbar für die vielen netten gemeinsamen Mittagspausen, für seine erfrischenden Mails, für die zahlreichen Anekdoten, für meine „Adoption“ in seine Doktorand*innenrunde und den langjährigen fruchtbaren fachlichen Austausch.

Danke, Murray.

Susanne Blumesberger

Goodbye, Murray!

Wenn man viel Glück hat, dann trifft man irgendwann im Leben vielleicht auf einen Lehrer oder eine Lehrerin, der oder die einen inspiriert, voranbringt und es vermag, einem eine ganz neue Welt zu eröffnen. Ein Mentor, eine Mentorin im allerbesten Sinne. Umso schwerer wiegt der Verlust, wenn diese Person plötzlich nicht mehr da ist. Ein Nachruf.

Die Buchforschung ist ein ganz eigenes Terrain in der Germanistik. Hier geht es nicht darum, schwierige Texte zu interpretieren oder Autorenbiografien nachzuzeichnen, sondern es geht um das Drumherum, um das Verlagswesen, um Bibliotheksgeschichte, kurz – das Ganze hat viel mehr mit Detektivarbeit denn mit Literaturwissenschaft zu tun. Wer veröffentlichte warum in welchem Verlag welche Erstfassung? Was wurde aus jüdischen Verlegern während der Nazizeit? Und wohin sind all die wertvollen Bücher aus enteigneten Bibliotheken verschwunden?

Einer, der das alles wusste, weil er sich sein ganzes Berufsleben mit diesen Fragen beschäftigte, war mein Doktorvater Murray G. Hall. Er brachte mir bei, dass es nicht egal ist, in welchen Verlagen Autoren publizierten, was aus den Verlegern wurde und wie man mit dem geistigen Erbe einer ganzen Nation umgeht. Seine zweibändige *Österreichische Verlagsgeschichte 1918–1938* ist heute ein Standardwerk und zeugt von der Akribie, mit der Murray an seine Forschung ging. Daneben war er einerseits ein bekannter Radiojournalist und andererseits ein sehr beliebter Professor an der Universität Wien, betreute viele Studierende über lange Jahre hinweg mit großem Einfühlungsvermögen und stets offenem Ohr für alles und jeden. Mir ist in meiner ganzen Unilaufbahn kein Professor begegnet, der sich so sehr über den Erfolg seiner Studierenden freuen konnte, oft auch lange Jahre nach Abschluss des Studiums noch Kontakt hielt und gespannt die weitere Laufbahn seiner Schützlinge verfolgte. Kein anderer reagierte so verständnisvoll auf die Sorgen und Nöte einer studierenden Mutter, die mit Baby auf dem Arm und dunklen Augenringen in seiner Sprechstun-

de saß und hinterher das Gefühl hatte, dass sie ihre Dissertation vielleicht doch noch fertigbekommen würde. Und das tat sie!

Mit feiner Ironie kommentierte Murray den Zeitgeist in Österreich und wäre doch trotzdem manchmal im Angesicht der großen Dummheit daran fast verzweifelt. Eben weil er ein empathischer, freundlicher, zugewandter Mensch war – ein *Doktorvater* im besten Sinne, wie es eine Studienfreundin von mir treffend formulierte. Murray hat uns allen, die bei ihm studierten, etwas gegeben, das nur die besten Lehrer hinbekommen: den unbedingten Glauben daran, dass etwas Gutes aus dem entstehen kann, was wir tun.

Meine Lieblingsanekdote zu Murray ist die, bei der er aus Anlass meiner Promotionsfeier neben meiner Mutter zu sitzen kam. Sie wandte sich an ihn in der Hoffnung, mit ihm über meine Arbeit zu reden und eröffnete das Gespräch mit den Worten, dass sie meine Dissertation ja gelesen habe und ... Murray fiel ihr ins Wort, grinste und sagte mit dem ihm eigenen, ganz zart durchklingenden kanadischen Akzent: „Ich auch!“ Dann lachte er leise, warf den Kopf etwas nach hinten und schien sehr zufrieden mit seinem Witz.

Wir werden ihn schrecklich vermissen!

Susanne Falk

Murray In Memoriam

Lieber Murray,

es ist fast fünfzig Jahre her, aber an unsere erste Begegnung erinnere ich mich so lebhaft und genau, als ob es gestern gewesen wäre: Du hast mich in meinem Studienassistenten-Dienstzimmer im Neuen Institutsgebäude aufgesucht, nachdem Dir mein Dissertationsthema bekannt geworden war, und wolltest mit mir mögliche Schnittmengen zwischen unseren Forschungsinteressen besprechen. Im Grunde ist damit bereits alles über Dich gesagt: Wie Du immer auf Menschen zugegangen bist; wie Du als Wissenschaftler nie ängstlich die eigenen Claims abgesteckt, sondern zur Kooperation eingeladen hast; und wie Du uns alle stets großzügig an Deinen immensen Quellenkenntnissen hast teilhaben lassen. Oder nein, damit ist längst nicht alles gesagt, denn im Laufe der Zeit ist noch manches mehr deutlich geworden, wie das unerschütterliche Ethos, mit dem Du Deine nur der historischen Wahrheit verpflichtete Forschungsarbeit – von Hugo Bettauer bis zu Deinem letzten großen Beitrag zur Geschichte des deutschen Buchhandels

im „Dritten Reich“ – gegen alle Widerstände vorangetrieben hast, und nicht zuletzt auch die fast schon unheimliche Energie, mit der Du gewaltige Mengen an Quellenmaterial erschlossen und verarbeitet hast, auch um Deine Erkenntnisse „wasserdicht“ zu gestalten. Als ich dann nach Deutschland ging, hast Du mich über Deine Projekte weiterhin am Laufenden gehalten, aber ich war dann doch immer von der von Dir zutage geförderten Fülle der Ergebnisse überrascht, ob es sich nun um die zwei Bände zum Verlagswesen in Österreich 1918–1938, um die monumentale Geschichte des Zsolnay Verlags oder die im Team bewältigte Aufarbeitung der NS-Geschichte der Österreichischen Nationalbibliothek gehandelt hat. Daraus und aus Deinen Aufsätzen habe ich viel wissenschaftlichen Gewinn gezogen, ebenso aus den (unfassbar zahlreichen) verlags-, buchhandels- und antiquariatsgeschichtlichen Abschlussarbeiten, die Du an der Universität betreut hast – sie hat es Dir kaum jemals zu danken gewusst, aber ich hoffe doch, dass Dir die Dankbarkeit und die hohe Anerkennung bewusst gewesen sind, die Du seitens ganz vieler Kolleginnen und Kollegen genossen hast, im Kreis der Buchforschung in Österreich, für die Du so viel geleistet hast, aber auch in der Historischen Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels. Im Zuge der Ehrungen, die Dir mit Recht zuteilgeworden sind, habe auch ich das eine oder andere Mal eine Lobrede halten dürfen, und ich habe es als großes Glück empfunden, dabei immer nur bei den Fakten bleiben zu können. Und weil das so ist, wird auch Dein Name in der Wissenschaft dauerhaft präsent bleiben. Aber ich werde Deine Mails vermissen, die Du gerne mit einem lakonischen „Nun, das wäre es von mir“ geschlossen hast. Ich werde Dich als Freund, wir werden Dich als Mensch vermissen.

Ernst Fischer

*Ca. 1993 – 2003 – 2022/23. Stationen einer Annäherung an
das Phänomen Murray G. Hall*

Als ich im Frühsommer 2003 mit meiner Dissertation zu Grazer Buchhändleranzeigen um 1800 begann, traf ich bei ersten Recherchen in der Bibliothek des Grazer Instituts für Geschichte zufällig Professor Grete Walter-Klingenstein, die schon während meines Diplomstudiums immer wieder wertvolle Ratschläge für mich auf Lager gehabt hatte. Nachdem ich meine Interessen skizziert hatte, erzählte sie mir, dass es seit ein paar Jahren einen Verein in Wien gäbe, der sich der Buchforschung in Österreich widmen würde. Ich solle mich doch ans Office, verkörpert durch einen

gewissen Murray G. Hall, wenden, von dem ich, im wahrsten Sinne des Wortes, wenngleich wohl unwissentlich, sicherlich schon gehört hätte, denn er sei die Stimme der englischen Nachrichten im Österreichischen Rundfunk. – Meine Erinnerungen schweiften rund zehn Jahre zurück, in den weststeirischen Winkel, in dem ich das Gymnasium besucht hatte. Mit einem Kassettenrekorderradio ausgestattet, hatte dort unsere Englisch-Professorin mittels dieser Nachrichtensendung die weite Welt regelmäßig ins Klassenzimmer geholt, wenn ihre Lehreinheit auf die erste Schulstunde gefallen war. Ob politische Krisen oder der Wetterbericht, all dies wurde in gemessener, in einer dem Ernst oder der Heiterkeit des Inhalts angemessenen Tonlage nicht nur mitgeteilt, sondern geradezu orchestriert: Der Sturm schien umso stürmischer, der morgendliche Sonnenschein schien gleich gleißender; die kriegerischen Ereignisse am Balkan trostlos, Friedensaussichten tröstlich. – Vom Interesse angetrieben und von der Erinnerung inspiriert richtete ich also mein Beitritts-gesuch an die Gesellschaft für Buchforschung in Österreich (die erste wissenschaftliche Vereinigung, der ich beitrat), wurde warmherzig willkommen geheißen und hielt schon bald ein Heft mit orangefarbenem Äußeren in Händen. – Zwanzig Jahre danach blicke ich nicht nur auf erhellende Lektüre zurück, sondern insbesondere auch auf einen intensiven, leider allzu kurzen persönlichen Austausch mit Murray, der mich 2022/23 in mein Amt als Kassier einführte, mir insbesondere die Geheimnisse der Mitzi-Tanten, die freundlicherweise für Fritz-Neffen und -Nichten einzuzahlen pflegen, enthüllte. Unvergesslich ist mir vor allem ein Besuch im Hauptquartier in der Kulmgasse, wo ich Gastfreundschaft in vollen Zügen genießen durfte, über Anekdoten, etwa von Offizierinnen auf Ikonensuche, die bildhübschen KGB-Agentinnen aus Bond-Filmen glichen, lachte, über die Chuzpe einiger ewiggestriger Verleger den Kopf schütteln musste und zugleich Ezzes bekam, wie ihnen mit stichhaltig recherchierten Fakten und einem Quäntchen List die Stirn geboten werden kann. Zur Stunde sind es schließlich auch die Reminiszenzen im Rahmen der banalen Erinnerung an die Einzahlung der Mitgliedsbeiträge, die beredt lichtvolle Reflexe auf Murrays Leben und Leistung werfen. Eine möchte ich hier stellvertretend referieren respektive zitieren. Im Krankenhaus besucht und beiläufig nach dem Stand der Mitteilungen 2023-1 befragt, „richtete [Murray] sich ein Stück weiter auf und seine Augen bekamen einen fast jugendlichen Glanz: ‚Da ist etwas in der Post!‘, sagte er stolz und freudig.“ In der Tat brachte die Post wenige Tage später das Heft.

Andreas Golob

Murray Hall war nicht nur ein kooperativer, produktiver, hilfsbereiter und integrierter Forscher, sondern ebenso ein liebenswerter Mensch. Unglaublich, welches Arbeitspensum er gleichzeitig bewältigen konnte – auch darin wird er mir immer ein (unerreichbares) Vorbild bleiben. Er musste seine engagierte Arbeit oft gegen große Schwierigkeiten und Klagen behaupten. Noch in letzter Zeit hat ihn die Abwehrhaltung gegen seine Entdeckung, dass die ersten Publikationen Otfried Preußlers der NS-Ideologie verhaftet waren, sehr getroffen: Mehrere sich sonst progressiv gebärdende Kinder- und Jugendbuchforscher haben ihn dabei im Stich und allein gelassen. Er war ein großartiger Wissenschaftler und sein Lebenswerk wird auch in Zukunft Bestand haben.

Heimo Gruber

In Erinnerung an Murray G. Hall

Die österreichische Buchwissenschaft lernte ich in den 2000er Jahren kennen, als mich Dr. Peter R. Frank nach der großen SHARP-Konferenz anlässlich des 600. Geburtstages von Johannes Gutenberg, an der ich seinerzeit noch als wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Buchwissenschaft an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz mitwirkte, Schritt für Schritt in das Thema einführte. Ich lernte sehr kluge und engagierte Kolleginnen und Kollegen kennen, die sich in Österreich mit dem facettenreichen Feld der Buch- und Verlagsforschung beschäftigen. Einer von diesen klugen, sehr engagierten und auf Anhieb sehr sympathischen Kollegen war Murray G. Hall, der binnen kurzer Zeit ein guter und verlässlicher Freund wurde.

Murray leistete in Wien enorm viel, denn ohne wissenschaftliche Infrastruktur etablierte er die Buch- und Verlagsforschung an der Universität, hielt über Jahrzehnte regelmäßig Seminare und Vorlesungen, betreute zahllose Abschlussarbeiten und Promotionen. Er hatte stets ein offenes Ohr, auch wenn Studierende am *Zentrum für Buchwissenschaft* in München gelegentlich ihrer Qualifikationsschriften Rat und Auskunft brauchten.

Und er war aktiver Teil eines buchwissenschaftlichen Netzwerks in Österreich, er gründete die Gesellschaft für Buchforschung und gab über viele Jahre die *Mitteilungen der Gesellschaft für Buchforschung* heraus. Als Redakteur war Murray streng, die Beiträge wurden hartnäckig angemahnt und eingeholt. Murray organisierte die österreichische Buchwissenschaft, er hielt sie zusammen und war ihr Zentrum, er schuf Kommunikationsplattformen und organisierte Tagungen und Workshops, kurzum:

Er leistete über Jahrzehnte die Arbeit eines Hochschullehrers mit komfortabler Lehrstuhlausstattung und Mitarbeiterstab ohne je in den Genuss einer ordentlichen Professur gekommen zu sein, die er wie kaum ein anderer Kollege verdient hätte. Und auch für die Universität Wien wäre eine buchwissenschaftliche Professur ein Schmuckstück gewesen, in einer Verlagsstadt mit Geschichte und Renommee. Mit Murray wäre diese Fachdisziplin hier bestens vertreten gewesen!

Murray war ein exzellenter Kenner (nicht nur) der österreichischen Buch- und Verlagsforschung, allein seine Verlagsgeschichte *Der Paul Zsolnay Verlag. Von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil* (1994) ist bis heute ein Referenzwerk der deutschsprachigen Verlagsgeschichtsschreibung. Er scheute sich nicht, auch unbequeme Forschungsfragen zu stellen, denkt man an seine kritischen Beiträge *Das Hakenkreuz im deutschen Buchhandel vor und nach 1933. Streifzüge durch eine völkisch-antisemitische Verlagslandschaft. Ein Bildessay* (2021), *NS-Provenienzforschung: Vergangenheit und Zukunft* (2018), *Ausblendung – Annäherung – Restitution. Der schwierige Umgang mit NS-Raubgut* (2016) oder *Zur Rolle der Nationalbibliothek in der Liquidierung sozialdemokratischer Bildungseinrichtungen ab 1934* (2004).

Die Einladung an Murray G. Hall, in der Historischen Kommission des Börsenvereins mitzuwirken, drängte sich daher regelrecht auf. Seit 2013 war Murray korrespondierendes Mitglied der Historischen Kommission und vertrat dort die Interessen der österreichischen Forschung. Ein großes Publikationsvorhaben der Historischen Kommission ist die *Geschichte des deutschen Buchhandels im 19. und 20. Jahrhundert*. Ende August 2023 erschien der dritte Teilband zum Dritten Reich, in dem Murray einen ebenso opulenten wie kundigen Beitrag über die *Gau-, Organisations- und parteinahen Verlage* verfasste.

Großen Respekt hatte ich vor Murrays Entscheidung, die tschechische Sprache zu erlernen, um einen Baustein zur Prager Verlagsgeschichte beizusteuern. Als ein Ergebnis dieses Engagements erschien die Studie *Der Volk und Reich Verlag, Prag. Zur Geschichte des Buchhandels und Verlagswesens im Protektorat Böhmen und Mähren 1939–1945* (2021).

2023 wäre das Jahr ‚Murray G. Hall‘ gewesen – die Gesellschaft für Buchforschung begeht ihr 25jähriges Jubiläum und Murray war gewillt, die Geschehnisse der Gesellschaft und die der *Mitteilungen* in die Hände der nachfolgenden Generation zu legen. Seine letzten Aktivitäten galten der Vorbereitung und Organisation der Tagung im Oktober 2023 in Wien zum *Antiquariatsbuchhandel in Zentraleuropa. Perspektiven der historischen Forschung*, gemeinsam ausgerichtet mit der Buchhistorikerin Dr. Mona Garloff (Innsbruck).

Noch im Frühsommer dieses Jahres dachte niemand daran, dass diese Feierlichkeiten ohne Murray stattfinden müssen. Seine Teilnahme an der Jahressitzung der Historischen Kommission in München im Juni 2023 sagte er mit großem Bedauern ab, weil er starke Rückenschmerzen hatte. Ein erstes Warnsignal, weil Murray während seiner gut zehnjährigen Mitgliedschaft keine dieser Sitzungen verpasst hatte!

Anfang August 2023 erreichte mich eine E-Mail von Murray, in der er sich sehr persönlich verabschiedete, nochmals wichtige Stationen und schöne Momente unserer Freundschaft aufgriff, wohlwissend um die Schwere seiner Erkrankung. Ein persönlicher Abschied in Wien, der noch geplant war, gelang nicht mehr, die Krankheit schritt zu schnell voran.

Mit Murray verbinden mich gut 25 Jahre freundschaftlicher und fachlicher Austausch; am *Zentrum für Buchwissenschaft* war er ein von Studierenden hochgeschätzter Dozent. Über seinen Freund und Nachfolger in der Gesellschaft für Buchforschung sowie bei den *Mitteilungen* Johannes Frimmel bildeten und bilden Wien und München weiterhin eine produktive Achse der Freundschaft und Kooperation, und dieses im steten Gedenken an unseren Freund und Kollegen Murray G. Hall.

Christine Haug

In memoriam Murray G. Hall

Leider zu wenige Begegnungen in Wien und am Rande von Sitzungen der Historischen Kommission des Börsenvereins des Deutschen Buchhandels bildeten den Ausgangspunkt für meinen gelegentlichen Austausch von e-mails mit Murray G. Hall, der neben Fachlichem oft auch Persönliches enthielt. Bekannt war er mir natürlich schon zuvor aus seinen Veröffentlichungen, unter denen ich seine *Österreichische Verlagsgeschichte* wegen ihrer vorbildlich recherchierten und dokumentierten Details besonders schätzte. Uns verbanden verlagsgeschichtliche Interessen vor allem bei der Erforschung bisher vernachlässigter Themen und Unternehmen. Es war jedes Mal eine Freude, sich für seine kollegial geteilten Auskünfte auch einmal mit Hinweisen oder Materialien revanchieren zu können, die ihm bei seinen Recherchen hilfreich sein konnten. Das Tempo, mit dem er dank seiner Arbeitsdisziplin und Schreibbegabung dann zu einem veröffentlichungsreifen Text gelangte, war stets beeindruckend. Wir teilten zudem eine Neigung für die gebrauchsgrafischen Aspekte des Buch- und Verlagswesens, die er bei seinen Veröffentlichungen, ob gedruckt oder online, ebenso konstruktiv wie attraktiv zu illustrieren verstand. Eine weitere Geis-

tesverwandtschaft bestand wohl in der gemeinsamen Überzeugung, dass es nicht einer institutionellen Ein- oder Anbindung bedarf, um sich für buch- und verlagsgeschichtliche Belange zu engagieren. Bei Murray G. Hall kam ein politisch aufklärerischer Impuls hinzu, mit dem er über die Fachwissenschaft hinaus Beiträge zur Aufarbeitung zeitgeschichtlicher Sachverhalte leistete, insbesondere hinsichtlich der Ursachen, Verbrechen und Folgen des Nationalsozialismus auch und gerade im Bereich des Buch- und Verlagswesens. Ungeachtet seiner beeindruckenden und zu Recht mehrfach ausgezeichneten Lebensleistung sah er sich sicher noch nicht am Ende seiner Tätigkeit angelangt, sondern hatte vermutlich noch Vieles in Arbeit und Planung, das nun nach seinem Vorbild von Anderen geleistet werden muss. Der menschliche und fachliche Verlust, den der Tod von Murray G. Hall bedeutet, wird sich dadurch allerdings nicht ersetzen lassen. Ich werde seine gelegentlichen Nachrichten aus Wien jedenfalls sehr vermissen. Sie endeten immer mit einem lakonischen „So, das wär's für heute.“ Nun also für immer.

Roland Jaeger

Andenken an Murray Hall

Anfang August habe ich erfahren, dass Murray Hall schwer krank war und sich auf den baldigen Tod einstellte. Und bevor ich diese schockierende Nachricht verarbeitet hatte, kam die Todesnachricht.

Ach, Murray! Jahrelang haben wir gemeinsam am Institut für Germanistik der Universität Wien gelehrt, oft gemeinsam Diplom- und Masterprüfungen abgenommen, uns oft bei Instituts-Anlässen, Tagungen, Buchpräsentationen getroffen, small-talked, oft auch über dies oder das gemeinsam gespöttelt oder geschimpft. Unsere gemeinsame Bekannte, deine Landsmännin (oder heißt das Lands-frau?) Nicole Perry hat uns dann noch näher zusammengebracht. Dein letztes mail an mich, im April 2023, betrifft ein gemeinsames Mittagessen mit Nicole, die vorübergehend in Wien war. Viele mails von Dir finde ich in meiner mail-box, mehr als 20 Jahre Institutsgeschichte und gemeinsame Forschungsinteressen ziehen an mir vorbei, wenn ich reinschaue.

Murray Halls wissenschaftliche Leistung, seine unverzichtbaren Publikationen zur österreichischen Literatur, die enorme Lehr- und Betreuungstätigkeit, die er als „Externer“ auf sich nahm, werden in den offiziellen Nachrufen gewürdigt. Mir bleibt die persönliche Erinnerung, die ich an einem Phänomen festmache: Wann immer

ich in den letzten Jahren Masterarbeiten oder Dissertationen betreute, in denen eine (meist buchgeschichtliche) Frage aufkam, die ich (natürlich) nicht beantworten konnte, habe ich der betreffenden Studentin gesagt: „Kontaktieren Sie den Professor Hall!“ Und Murray hat den betreffenden Personen Auskunft gegeben, hilfsbereit und selbstlos, an der Sache interessiert und nicht an seinem Ego. Großzügigkeit – thy name was Murray.

Wynfrid Kriegleder

*... der beste Doktorvater, den man sich wünschen kann:
In Erinnerung an Murray G. Hall*

Dass Murray nicht mehr ist, ist unfassbar – Beim Schreiben dieses Textes wird mir klar, wie eng unser Kontakt tatsächlich war, von verabredeten bis hin zu unverabredeten Treffen, seit unserem Kennenlernen 1995 bzw. nach meinem Rigorosum 1998.

Im „Kondolenzbuch“, das *Der Standard online* mit der Nachricht von Murrays Ableben eingerichtet hatte, schrieb ich als spontane Reaktion auf diese Nachricht: „Murray war mein Betreuer bei meiner Dissertation, der beste, den man sich vorstellen oder wünschen kann, betreffend seine beeindruckende Fachkompetenz, seine unglaubliche, wertschätzende und aufmerksame Unterstützung und schließlich seine jahrzehntelange Freundschaft, die daraus entstand. Er organisierte regelmäßig mit seinen Absolvent:innen Treffen, war an unserem beruflichen und persönlichen Werdegang sehr interessiert und dabei so empathisch stolz auf uns! Mit Murray geht uns ein bedeutender Verlagshistoriker verloren, aber vor allem persönlich ein lieber, empathischer und – mir fehlen die Worte – sehr wertgeschätzter Mensch.“

Noch drei Tage zuvor hatte ich ihn mit Annette Lechner, ebenfalls eine Absolventin von Murray und Mitarbeiterin beim Zsolnay Verlag, dessen Geschichte Murray aufgearbeitet hatte, im Krankenhaus besucht. Er war von großer Unruhe geplagt. Ich erzählte ihm, dass Agneta Fältskog ein neues Album veröffentlicht hatte, war er doch ein großer ABBA-Fan. Zu seinem 70. Geburtstag hatte ich ihm den Katalog aus dem ABBA-Museum in Stockholm besorgt, war extra zum Museum gefahren, das ich bis dahin wegen der vielen Touristen gemieden hatte.

Nachdem ich Murray den ersten Teil meiner Doktorarbeit über den S. Fischer Verlag im Exil in Wien, Stockholm und Amsterdam abgegeben hatte, rief er mich an einem Wochenende an und vereinbarte ein Treffen. Ich bat ihn, mir kurz seinen ersten Eindruck von meiner Arbeit mitzuteilen, und er antwortete nur: „Ich

bin gespannt, wie es weitergeht ...“ Unser erstes Treffen fand im Café Diglas in der Wollzeile in unmittelbarer Nähe meines heutigen Arbeitsplatzes, dem ÖAW (Österreichische Akademie der Wissenschaften)-Campus in der Bäckerstraße in der Wiener Innenstadt, statt: Wir saßen an einem kleinen Caféhaustisch am Fenster und unterhielten uns. Etwas überraschend für mich beendete Murray dieses Treffen: Wir hatten doch noch kein einziges Wort über meine Dissertation gesprochen. Dann verstand ich: Es ging Murray nicht um meine Arbeit, es ging ihm darum, mich kennen zu lernen. Und so erlebte ich Murray immer wieder: Er interessierte sich auch für den Menschen abseits der Forschung.

So blieb der Kontakt zu einigen seiner Absolventinnen nach dem Ende seiner Lehrtätigkeit an der Universität Wien weiter bestehen, seine „Doktorinnen-Runde“. Er vermittelte uns Jobs und nahm Anteil an unserem beruflichen Weiterkommen. Als Murray noch an der Uni tätig war, kamen zu seinen Semesterabschlusstreffen beim Heurigen (anfangs beim Plachuttas Grünspan in Ottakring, dann beim Heurigen 10er Marie) gut 30 oder mehr Personen. Viele lernte ich dort kennen, mit denen ich auch heute in Verbindung stehe, u. a. Christina Köstner am Tag ihrer Diplomprüfung; später fuhren wir gemeinsam zu Tagungen, mit Murray waren wir z. B. in Český Krumlov. Mit Katharina Bergmann-Pfleger besuchte ich 2022 schließlich das ABBA-Museum in Stockholm (beide schrieben ebenso wie Susanne Blumesberger, Julia Danielczyk oder Annette Lechner Beiträge für das *Österreichische Biographische Lexikon* der ÖAW, deren redaktionelle Betreuung ich übernahm).

In Warschau bestritten Murray und ich bei einer Tagung im Dezember 2015 gemeinsam ein Panel und referierten zur „Literatur der Zwischenkriegszeit in Österreich“, er zur Geschichte des Verlagswesens in dieser Zeit („Eine Pilzatmosphäre“), ich zu österreichischen und deutschen Autoren im Bermann-Fischer Verlag in Wien 1936–1938. Bei einschlägigen Veranstaltungen u. a. in der Exilbibliothek im Literaturhaus traf ich ihn häufig an und saß neben ihm. Dort fand 2002 die Gründung der Österreichischen Gesellschaft für Exilforschung statt; wir beide gehörten in der Folge deren wissenschaftlichem Beirat an.

Murray ermutigte mich, meine Dissertation dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels zur Veröffentlichung anzubieten, sie wurde tatsächlich angenommen und im Jahr 2000 im *Archiv für Geschichte des Buchwesens* veröffentlicht. War unsere Beziehung anfangs die einer Studentin zu ihrem Betreuer, hielten wir vor allem dank Murray Kontakt zu einander, und ja, auch seine Einladungen zu unserer „Doktorinnen-Runde“ kamen regelmäßig. Seine Mails beendete er meist mit: „Das wäre es wieder von mir!“ Das kam einer Aufforderung gleich, ihm auch von mir zu berichten.

Murray lud mich ins Funkhaus in der Argentinierstraße ein und zeigte mir, wie er einen Radiobeitrag technisch zusammenschnitt. Er besuchte auch meine jeweiligen Arbeitsplätze mit großem Interesse: In meiner Zeit als Lektorin kam er in den Amalthea Verlag am Heumarkt und ich vermittelte ihm den Kontakt zu Kurt von Schuschnigg, der dort seine Autobiografie veröffentlichte und mit dem er ein Radiointerview führte. Murray empfahl mich Josef Seethaler und Gabriele Melischek vom Institut für vergleichende Medien- und Kommunikationsforschung der ÖAW, wo ich an einem Forschungsprojekt mitarbeiten durfte. 2009 wurde ich schließlich Mitarbeiterin der ÖAW. Zuerst gab es das Institut „Österreichisches Biographisches Lexikon“ (ÖBL) in der Kegelgasse in Wien, derzeit das Austrian Centre for Digital Humanities and Cultural Heritage am Campus der ÖAW. Als Murray mich 2022 dort besuchte, berichtete er über seine aktuellen Forschungen, und ich spürte wieder dieses gemeinsame Brennen für dieselben Themen.

Dabei begann unsere Bekanntschaft äußerst holprig: Im Zuge der Recherchen zu einer von Professor Klaus Heydemann am Institut für Vergleichende Literaturwissenschaft angeregten Seminararbeit zur Rezeption der Werke Stefan Zweigs in Schweden war ich in Stockholm auf einen vergessenen Archivbestand des renommierten Verlages Albert Bonnier gestoßen. Dieser hatte während des Zweiten Weltkrieges mit dem letzten verbleibenden deutschsprachigen Exilverlag Bermann-Fischer zusammengearbeitet und so die Publikation der Werke von im Dritten Reich „unerwünschten“ Autoren des S. Fischer Verlages wie Hugo von Hofmannsthal, Thomas Mann, Stefan Zweig und Franz Werfel ermöglicht. Aus dem Thema einer Seminararbeit wurde eine Diplomarbeit und schließlich das Unterfangen einer Doktorarbeit.

Eine Studienfreundin gab mir den Hinweis, dass es auf der Germanistik einen Professor gab, der auf Verlagswesen und Exil spezialisiert sei: Murray G. Hall. Ich ging also zu Semesterbeginn in seine Sprechstunde, um ihn zu bitten, die Betreuung meiner Arbeit zu übernehmen. Aber es warteten sehr viele Studierende vor mir, und ich kam nicht mehr an die Reihe. Denn unmittelbar danach fand sein Dissertantenseminar statt und Murray vergab bereits die Referatstermine. Ich war in einem Dilemma, was tun? Ich meldete mich für einen Termin, Murray fragte, welches Thema ich bearbeite. Ich sagte: „Der S. Fischer Verlag im Exil – aber ich hatte noch keine Gelegenheit, Sie zu fragen, ob Sie die Betreuung übernehmen würden!?“ – Murray stutzte kurz, notierte sich dann kommentarlos den Termin und mein Thema. Erst einige Zeit später vergewisserte er sich, ob er auch tatsächlich der Betreuer meiner Dissertation sei ... Dann überließ er mir noch nicht ausgewertetes Archivmaterial zu Hugo von Hofmannsthal, gab mir Hinweise auf weitere Archivalien und schrieb

in der Folge zahlreiche Empfehlungsschreiben für Anträge auf Auslandsstipendien (u. a. Stockholm, Washington, Amsterdam), um die ich ihn – meist in allerletzter Minute (was er mir nie übelnahm) – bat. Im Flugzeug hörte ich dann über Lautsprecher seine signifikante Stimme (er sprach für die Austrian Airlines die Ansagen auf Englisch). Als ich im Leo Baeck Institute in New York nach den Betreuern meiner Arbeit gefragt wurde (Zweitbetreuer war Wendelin Schmidt-Dengler), machte es mich stolz, dass man beide kannte. Als ich von dem dreimonatigen USA-Aufenthalt zurückkam, begrüßte Murray mich mit „Da ist ja unsere Weltreisende!“.

Murray übersetzte für meine Evaluierung an der ÖAW 2014 umgehend alle notwendigen Unterlagen und Berichte ins Englische. Für seine gemeinsam mit Christina Köstner verfasste Geschichte der österreichischen Nationalbibliothek zog er mich als Lektorin heran. Auch seine Familie, Ehefrau Inge und die Söhne Richard und Robert, lernte ich kennen: Einmal rief Murray mich an und bot mir eine Theaterkarte an. Meine Begleitung würde Inge sein, die mir damals noch unbekannt war. Obwohl wir beide nicht wussten, wie die jeweils andere aussah, erkannten wir uns trotz Gewimmels im Foyer des Volkstheaters sofort und verstanden uns auf Anhieb gut. Ich war zu einem kanadischen Thanksgiving bei Familie Hall nach Hause eingeladen ebenso wie zu Grillfesten in den Schrebergarten. – Ob Murray wusste, wie sehr ich ihn schätzte? Ich denke – und hoffe: ja.

Als wir von seiner Krankheit erfuhren, entstand in seiner „Doktorinnen-Runde“ ein sehr intensiver und berührender Austausch über Murray, und wir fuhren nahezu geschlossen zu seinem Waldbegräbnis. Das hat ihn sicher sehr gefreut.

Irene Nawrocka

Gefragt und geliefert. Eine Erinnerung

Wien, zweite Hälfte der Siebzigerjahre: Schritt um Schritt entwirft Hermann Czech das Kleine Café auf dem Franziskanerplatz, Peter Patzak und Helmut Zenker drehen mit Peter Vogel in der Hauptrolle die ersten und besten Folgen von *Kottan ermittelt*, André Heller und Helmut Qualtinger nehmen die *Heurigen und gestrigen Lieder* auf – und Murray G. Hall schreibt an der Monographie *Der Fall Bettauer*. Der jüdische Schriftsteller, Journalist und Drehbuchautor Hugo Bettauer war im März 1925 von einem Nationalsozialisten in der Redaktion seiner mit *Wochenschrift für Lebenskultur und Erotik* untertitelten Zeitschrift *Er und Sie* in der Josefstädter Lange Gasse erschossen worden. 1977, ein Jahr vor dem Erscheinen von Murrays



© Paul Zsolnay Verlag

75. Wiederkehr der Gründung des Zsolnay Verlags,
Semper-Depot Wien im Herbst 1999
(v.l.: Murray G. Hall, Herbert Ohrlinger, Karl-Markus Gauß)

Buch (bei Löcker), hat sich der Attentäter in der ORF-Sendung *teleobjektiv* noch der „Auslöschung“ Bettauers gerühmt. 1980 ediert Murray dann im damals ambitionierten Hannibal Verlag eine Kassette mit den Werken Bettauers, darunter der von G. W. Papst mit der Debütantin Greta Garbo verfilmte Roman *Die freudlose Gasse*.

Wenige Jahre später habe ich Murray persönlich kennen gelernt, sehr wahrscheinlich in der Annagasse, wo Erhard Löcker sowohl sein Antiquariat als auch einen Verlag betrieb und noch immer betreibt. Als cand. phil. der Salzburger Universität darf ich dort sommers Wiener Luft, Wiener Literaturluft schnuppern – Manuskripte begutachten, Register erstellen, Fahnen lesen, sogar einmal einen Roman lektorieren – und abends mit der allesamt lebenswürdigen und hilfsbereiten Kollegenschaft um die Häuser ziehen, vom legendären Koranda in der Wollzeile zum Grünen Anker und weiter in die Wunder-Bar. Murray ist nur selten Teil dieser Runden, aber immer wenn's um Musils Ulrich oder Werfels Barbara geht, ist sein Rat nicht nur gefragt, sondern wird auch zuverlässig geliefert. Klarerweise zählt er zu meinen ersten Anlaufstellen, als ich mich zwecks (nie vollendeter) Dissertation mit den expressionistischen Zeitschriften *Daimon*, *Der neue Daimon* und dem Genossenschaftsverlag zu beschäftigen beginne. Inmitten heftiger existentieller Bedrängnisse, die zuvorderst Murrays akribischer Recherche zu den Geschichten des Zsolnay Verlags geschuldet sind, versorgt er einen ehrgeizig-fordernden Studenten, der nota bene nicht sein Student ist, mit Materialien, Tipps und Unterlagen.

Knapp fünfzehn Jahre später, anlässlich des 75-jährigen Gründungsjubiläums des Zsolnay Verlags, stellen Murray und ich Dokumente und Zeugnisse zusammen, die

die Geschichte des in der österreichischen literarischen Landschaft unvergleichlichen Verlages spiegeln. Und es steht außer Frage, dass Murray zum hundertsten Verlagsgeburtstag im Frühjahr 2024 seinen Teil beitragen wird. Es war ihm nicht gegönnt, die Arbeit daran zu vollenden. Zu vollenden vermochte er den Bericht darüber, was Mitte der Achtzigerjahre und eine Zeitlang darüber hinaus noch möglich war, um einen wie ihn, dem es in erster Linie um die Germanistik und nicht um das Ego ging, von dem ihm wie kaum einem anderen zustehenden Lehrstuhl fernzuhalten. Nachzulesen ab März 2024 in: Murray G. Hall und Georg Renöckl: *Welt in Wien. Der Paul Zsolnay Verlag 1924 bis 2024*.

Herbert Ohrlinger

Vor dem Sommer haben Murray und ich noch vereinbart, dass wir uns im Frühherbst einmal zu einem Mittagessen treffen würden. Am 7. August bekam ich dann von Murray ein Mail, das mir den Boden unter den Füßen wegzog und mich zutiefst erschütterte:

Lieber Alfred,

Ich muss/möchte von Dir auf diesem unpersönlichen Weg Abschied nehmen. Ich wurde vor kurzem mit Lungenkrebs diagnostiziert und obwohl die ersten „Probebehandlungen“ in den nächsten Tagen folgen, mache ich mir keine großen Hoffnungen, was auch eine teilweise Genesung betrifft. Ich freue mich für die jahrelange erfreuliche und freundschaftliche Zusammenarbeit und wünschte, wir könnten uns noch einmal sehen.

Meine Frau und meine zwei Söhne Robert und Richard haben mich rührend rund um die Uhr betreut. Eine bessere Familie könnte ich nicht haben. Viele Freunde haben mich schon besucht, das ist eine schöne Ablenkung.

Zu befürchten ist, dass ich meine letzte große Publikation über die NS-Gauverlage in der Reihe Geschichte des deutschen Buchhandels im September nicht mehr erleben werde. Ich bin sehr stolz darauf. Genauso auf die tschechische Übersetzung meiner Böhmisches Verlagsgeschichte.

Ich wünsche Dir noch jahrelange erfolgreiche Arbeit, danke für Deine Freundschaft und verbleibe mit lieben Grüßen

Murray

Ich habe ihm darauf geantwortet, dass wir alle nicht wissen, wie lange unsere Reise auf dieser Erde noch weitergeht. Man erlebe da Überraschungen, gerade beim Stand der modernen Medizin. Ich habe Murray noch besuchen dürfen, wir haben uns über dieses oder jenes unterhalten, ich habe erlebt, wie ihn Inge und seine Kinder liebevoll ver-

sorgt haben. Und auch im Gespräch am nun historischen Sonntagvormittag habe ich erfahren dürfen, wie sehr er stolz war, was er da in letzter Zeit für die Verlagsforschung noch geschaffen hat. Mission completed. Und dann der Schock vom 4. September. Die Überraschungen durch die wunderbaren Fähigkeiten der Medizin sind ausgeblieben.

Erinnerungen steigen hoch. So an jenen Tag, als wir uns 1978, oder war es 1979 oder 1980?, erstmals getroffen haben: Ich erinnere mich, wie Du mich einmal eingeladen hast, zu Inge und Dir nach Hause in die Taborstraße zu kommen. Vielleicht war es im Anschluss an Wendelin Schmidt-Denglers legendäres Dissertanten-Seminar, an dem ich als Externer (ich studierte ja in Salzburg) teilnehmen durfte, vielleicht war es im Zusammenhang mit unseren Publikationen. Wir beide waren ambitionierte Literaturhistoriker, die entsprechend dem Trend der Zeit Literatur- und Sozialgeschichte verbinden wollten, wir stiegen zu Autoren des Löcker-Verlages auf, unsere Arbeiten wurden auch in der breiteren Öffentlichkeit rezipiert, was uns glauben ließ, dass wir bahnbrechende Werke geschrieben hätten. Und in gewisser Weise war es ja auch so. Dein Buch *Der Fall Bettauer* aus dem Jahr 1978 wird ja bis heute immer wieder herangezogen, um die Kulturkämpfe der Zwischenkriegszeit in Erinnerung zu bringen. Gerade diese Woche habe ich eine neue österreichische Kulturgeschichte gelesen mit einem Kapitel über den Fall Bettauer, ganz nach den Erkenntnissen Deines Buches geschrieben. Wie viel mehr haben später dann Deine Buch- und Verlagsgeschichte(n) Nachhall gefunden. Wer kann ohne Kenntnisse Deiner Arbeiten eine österreichische Literaturgeschichte schreiben?

Ich hatte damals großen Respekt vor Murray. Er kam aus Kanada, sein Vater war als Sanitäter bei der kanadischen Armee beschäftigt und musste zusammen mit seiner Familie viele Male seinen Einsatzort wechseln, so kam Murray im Jugendalter auch erstmals nach Deutschland, besuchte zwar eine kanadische Schule, aber bekam dabei sichtlich ein Faible für die deutsche Sprache. So entschloss er sich, an der Queens University in Kingston, Ontario, Deutsch zu studieren, kam zwischen Bachelor- und Masterstudium in Kanada für ein Jahr nach Freiburg im Breisgau. 1970 erhielt Murray ein Stipendium in Wien und begann bei Werner Welzig eine Dissertation über Robert Musil zu schreiben. Murrays Exzellenz war sichtlich so überzeugend, dass er der Musil-Forschung erhalten blieb. Er arbeitet mit Adolf Frisé an der Neuedition der Gesammelten Werke, der Tagebücher und Briefe, war Redakteur des *Musil-Forums*, arbeitete etwa der großen Musil-Biographie Karl Corinos zu. Mein Staunen war groß, dass jemand, der in der kanadischen Provinz aufwuchs und sich Deutsch als Fremdsprache aneignet hatte, sich bei Musil zu Recht fand, die hintergründigen Formulierungen, ironischen Geschichten und komplexen, manchmal auch verstiegenen historischen, phi-

losophischen etc. Überlegungen nicht als Barrieren verstand, sondern sich voller Eifer in den labyrinthischen Nachlass seines totalen Romans *Der Mann ohne Eigenschaften* begab. Murray hatte, nicht nur hier, keine Ängste vor großen Herausforderungen.

Das hatte (auch wenn man ihm, dem notorisch Bescheidenen, dies eigentlich nicht ansah) mit seiner Kämpfernatur zu tun. Vielleicht hat die tiefe Verwurzelung von Geduld, Langmut und Hingabe mit seiner Herkunftsfamilie zu tun, in der ein behinderter Bruder zu versorgen war, vielleicht auch mit seinen Einsätzen in einem Eishockeyteam, bei dem er lernte, dass ein Aufgeben nicht in Frage kam.

Wer in Murrays Webseite hineinschaut, wird nachlesen können, wie unendlich fleißig er seinen wissenschaftlichen Eifer auslebte. Ich selbst habe nur peripher einmal mit Murray zusammengearbeitet, aber wir waren immer freundschaftlich verbunden, oft über Gerhard Renner als Mittelsmann. Die beiden haben im Schwerpunktprojekt des Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Österreich (FWF) einige Jahre über „Nachlässe österreichischer Autoren im Privatbesitz und in öffentlichen Institutionen im Ausland“ geforscht und eine wichtige Publikation erstellt. Murray und ich haben uns immer ausgetauscht, über unsere Arbeiten, über unseren beruflichen Werdegang, über die Familien, über die Kinder, die langsam erwachsen wurden. Als Murray in die sogenannte Rente überwechselte, nutzte er die geschenkte Zeit damit, die alten Studien in neuen Bahnen fortzusetzen, mit immer neuen Ideen, als gäbe es kein Ende. Als Murray die Bürden des Berufslebens im ORF los wurde, entfesselte dies geradezu seinen wissenschaftlichen Eifer.

Lieber Murray, Du gehst voran, grüß die alten Freunde und Bekannten, die Du jetzt im Jenseits triffst. Wir kommen nach, und dann werden wir vereint im Germanistenhimmel weitermachen.

Alfred Pfoser

Am 4. September 2023 ist unser Kollege Murray G. Hall nach einer tödlichen Krankheit von uns gegangen, vier Wochen davor hat er sich per email von mir verabschiedet, in der Hoffnung, dass wir einander doch noch sehen könnten, sollte die Therapie positiv anschlagen.

Seine außerordentlichen wissenschaftlichen Meriten sind auf der Homepage des Germanistikinstituts und im Nachruf des ORF nachzulesen. Sowohl das Handbuch der Nachlässe und Sammlungen, das er mit Gerhard Renner herausgegeben hatte, als auch seine zweibändige Geschichte der österreichischen Verlage der Zwischenkriegszeit sind mit ungeheurem Forschungsaufwand erstellte Standardwerke, die die

hermeneutisch und sozialgeschichtlich ausgerichtete Forschung auf eine empirisch abgesicherte Basis stellten. Daneben stehen Spezialuntersuchungen z. B. zu Hugo Bettauer, zur Geschichte des Zsolnay-Verlages, zur Böhmisches Verlagsgeschichte, die mittlerweile auch ins Tschechische übersetzt wurde. Er hat bis zu seinem Lebensende unermüdlich gearbeitet, soeben ist in der renommierten Reihe „Geschichte des deutschen Buchhandels“ sein letztes Werk über die NS-Gauverlage erschienen.

Bekannt und befreundet wurde ich mit Murray Hall Mitte der achtziger Jahre, als ich selbst meine Dissertation *Robert Hohlbaum. Monographische Studien zur völkischen und nationalsozialistischen Literatur in Österreich* unter der Betreuung von Wendelin Schmidt-Dengler fertigstellte, und Murray war nicht nur mir, sondern vielen meiner StudienkollegInnen selbstlos mit vielen wertvollen Tipps und Informationen zur Seite gestanden. In der Folge kreuzten sich unsere Wege immer wieder bei Tagungen, auf denen er in seinen Vorträgen seine beeindruckenden Kenntnisse mit trockenem Humor zu kombinieren wusste.

An unserem Institut hat er an die 300 Diplomarbeiten und Dissertationen betreut, und des öfteren hatte ich das Vergnügen, als Vorsitzender seinen Prüfungsgesprächen beizuwohnen und mich danach über Institutsagenden und die Entwicklung der Universität im Bereich der Geisteswissenschaften auszutauschen. Beim damaligen Vizerektor Heinz Engl hat er vehementen Einspruch gegen den Umbau der Doktoratsstudien eingelegt.

Mehrfach hat er sich auch um einen Lehrstuhl an unserem Institut beworben, und dass daraus nichts geworden ist, hat ihn gekränkt. In einem Text „Ein wenig über mich“ schreibt er dazu resigniert:

„Die Lehrveranstaltungen und wissenschaftlichen Arbeiten können aber leider nicht darüber hinwegtäuschen, dass es nicht möglich gewesen ist, die Buchforschung wenigstens an einer österreichischen Universität durch einen Lehrstuhl zu institutionalisieren. Angesichts der Richtung, in die die Wiener Germanistik sich entwickelt, ist dies auch in Zukunft unwahrscheinlich. Es war, und das soll hier festgehalten werden, ein Anliegen von Prof. Schmidt-Dengler, einen Vorstoß in Richtung Lehrstuhl zu unternehmen, doch es kam nicht mehr dazu.“

Sein unermüdlicher Fleiß, seine wissenschaftlichen Pionierleistungen, seine Unerschrockenheit bei juristischen Auseinandersetzungen, seine selbstlose Hilfsbereitschaft haben mich immer beeindruckt und werden mir immer im Gedächtnis bleiben.

Johann Sonnleitner

Gert Polster:
Herkunft und Kindheit des
Buchdruckers Johann Thomas Trattner

Über den Buchdrucker Johann Thomas Trattner und seinen kometenhaften Aufstieg ist von seinen Zeitgenossen wie auch von der Nachwelt sehr viel geschrieben worden. Seine Karriere könnte man frei nach Ferdinand Raimund als „Vom Bauernsohn zum Millionär“ beschreiben. Die Stationen seines Lebens, die Bereiche seines Wirkens sowie der gesellschaftliche Aufstieg vom Sohn eines grundherrschaftlichen Untertanen bis zum Herrschaftsinhaber haben viele Buchseiten¹ gefüllt.

Ein Detail seiner Biografie jedoch ist wahrscheinlich aufgrund der dürftigen Quellenlage eher stiefmütterlich behandelt worden. Es ist dies die Frage nach seiner Herkunft, seiner Geburt und seiner Kindheit. Dies hat dazu geführt, dass unter anderem ein falsches Geburtsdatum seit seinen letzten Lebensjahren von einigen Autor/innen² unreflektiert weitertradiert wurde. In gutem Glauben wurde jenes Datum übernommen, das sogar auf der Büste in seiner Gruft verewigt ist.

Diese erste Nennung der Daten seiner Geburt erfolgte in gedruckter Form in einer Festschrift *Zum frohen Andenken des fünfzigsten Jahres des Joh. Thom. Edler von Trattnern [...] den 12ten May 1798 als Buchdrucker und Prinzipal feierte*, wo in den Anmerkungen erklärt wurde, dass der Jubilar „zu Joehrmannsdorf nächst Günz in Ungarn am 11ten November 1717“ zur Welt kam. Da davon ausgegangen werden konnte, dass Trattner selbst dies als sein Geburtsdatum angesehen hat – zumindest hat er dem Druckwerk nicht widersprochen –, bestand über Generationen hinweg kein Zweifel an seiner Richtigkeit.

- 1 Zuletzt: *Der Buchdrucker Maria Theresias. Johann Thomas Trattner (1719–1798) und sein Medienimperium*. Hrsg. von Christoph Augustynowicz, Johannes Frimmel. Wiesbaden: Harrassowitz 2019 (Buchforschung, Beiträge zum Buchwesen 10).
- 2 Constant v. Wurzbach: *Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich*. Bd. 46. Wien: k.k. Hof- und Staatsdruckerei 1882, S. 285–291; Hermine Cloeter: *Johann Thomas Trattner. Ein Großunternehmer im Theresianischen Wien*. Wien: Ueberreuter 1952, S. 8; Ursula Giese: *Johann Thomas Edler von Trattner. Seine Bedeutung als Buchdrucker, Buchhändler und Herausgeber*. Frankfurt am Main: Buchhändler-Vereinigung 1960, S. 2158.

Erst als ich um die Jahrtausendwende an meiner Staatsprüfungsarbeit zu den Familien der Großgemeinde Bad Tatzmannsdorf,³ in die der Ort Jormannsdorf seit 1971 eingemeindet ist, arbeitete und dazu die Pfarrmatriken auswertete, fiel mir ein eklatanter Irrtum auf. Zum obgenannten Datum, dem 11. November 1717, ist im betreffenden Taufbuch der römisch-katholischen Pfarre Pinkafeld, die in dieser Zeit für Jormannsdorf zuständig war, die Taufe einer Elisabeth, Tochter des Mathias Trattner und der Elisabeth, eingetragen.⁴ Erst ein paar Seiten weiter findet sich unter dem 20. Dezember 1719 folgender Taufeintrag:⁵ „Bap. e. Thomas cuius Pr. Mathiaß Trottnr Mr. Elizabeth PP Hanß Ruderitch et Veronica Franchitchin. Jurm.“ (Getauft wurde Thomas dessen Vater Mathiaß Trottnr Mutter Elizabeth Paten Hanß Ruderitch und Veronica Franchitchin. Jurmannsdorf). Die beiden sind also Kinder derselben Eltern. Eine frühe offensichtliche Verwechslung oder irrtümliche Abschrift, etwa beim Ausstellen eines Taufscheines, liegt nahe.

Fest steht, dass das richtige Taufdatum von Johann Thomas Trattner der 20. Dezember 1719 ist. In dieser Zeit lagen Geburt und Taufe zeitlich sehr nah beieinander, sodass der Tauftag durchaus auch der Geburtstag sein konnte. Dieser Fund war Ansporn zur weiteren Beschäftigung mit der Familie und der Kindheit Trattners.

Der Vorname Thomas war in der Gegend von Jormannsdorf im frühen 18. Jahrhundert sehr selten und verweist auf den Thomastag, der in der christlichen Welt am 21. Dezember begangen wird. Ein Druckblatt,⁶ das ihm von seinen Mitarbeitern am 21. Dezember 1796 zu seinem 80. Namensfest überreicht wurde, nimmt wohl auf den Namenstag Trattners Bezug, nicht aber darauf, dass er in engem Zusammenhang mit seinem Tauftag stand. So geht auch hier die Zählung wohl von einem Geburtstag am 11. November 1717 aus und kommt so, vorausgesetzt der erste Namenstag wäre noch in das Jahr 1717 gefallen, auf die 80. Wiederkehr im Jahr 1796.

3 Gert Polster: *Die Familien der heutigen Großgemeinde Bad Tatzmannsdorf in genealogischer, sozial- und wirtschaftsgeschichtlicher Sicht*. Staatsprüfungsarbeit am Institut für Österreichische Geschichtsforschung, Wien 2001.

4 Römisch-katholische Pfarre Pinkafeld, Taufbuch 1712–1743, fol. 26r.

5 Römisch-katholische Pfarre Pinkafeld, Taufbuch 1712–1743, fol. 35r.

6 *Gewidmet von sämtlichen Edel von Trattnernschen Kunstverwandten zum achtzigjährigen Namensfest ihres verehrten Oberhaupts*. Wien den 21ten Decembris 1796.

Abstammung und Familie

Bevor auf Johann Thomas Trattners unmittelbare Familie eingegangen wird, sei ein kurzer Überblick über Vertreter dieses Namens in Jormannsdorf gegeben. Mit einem Nicl und einem Georg Tradtner wird die Familie in Jormannsdorf 1569 erstmals urkundlich im Urbar der Herrschaft Bernstein greifbar.⁷ Diese besaßen damals einen ganzen Hof mit 6 Tagwerk Äckern und 3 Tagwerk Wiesen sowie einen halben Hof mit 5 Tagwerk Äckern und 3 Tagwerk Wiesen. In einem weiteren Urbar derselben Herrschaft aus dem Jahr 1648 wird ein Christoph Tradtner genannt, der ebenfalls einen ganzen Hof mit 10 Tagwerk Äckern und 3 Tagwerk Wiesen bewirtschaftete.⁸

Der Name kommt in verschiedenen Schreibweisen wie Trätner, Drätner, Trottnet, Trothner, Drodner, u.ä. in Jormannsdorf mehrfach, aber auch in den benachbarten Ortschaften Mariasdorf, Sulzriegel, Bergwerk und Neustift bei Schlaining in den ab den 1680er Jahren vorhandenen Kirchenmatriken der Pfarren Mariasdorf und Pinkafeld vor. Die meisten Namensträger waren evangelisch, nur die Linie in Mariasdorf bekannte sich zur römisch-katholischen Kirche.

In Jormannsdorf wurden 1684 ein Martin Trattner und seine Frau Veronika erwähnt. Deren Sohn Johann siedelte sich später als Schneidermeister in Güns/Köszeg an.⁹

In der Konskription des Komitats Vas/Eisenburg scheint für das Jahr 1720 lediglich ein Trattner in Jormannsdorf auf. Es ist dies Mathias, der Vater des Johann Thomas, zu dessen Hof damals 8 ¼ Pressburger Metzen Äcker und 1 Mahd Wiesen gehörten.¹⁰ Wie seine verwandtschaftliche Beziehung zu den oben Genannten war, kann mangels Quellen nicht festgestellt werden.

Mathias Trattner war zweimal verheiratet. Seine erste Frau wurde am 27. Januar 1697 Anna Stubenvoll aus Mariasdorf. Mit ihr hatte er zumindest 6 Kinder: Anna (geb. 21. September 1700), Mathias (geb. 15. April 1703), Georg (geb. 30. April 1704), Anna (geb. 3. Dezember 1706, gest. 9. August 1737 in Jormannsdorf als Frau des Michael Zumpf), Margarete (geb. um 1707, gest. 28. Oktober 1785 in Oberwart als Gattin des Christian Waiginger), Mathias (geb. 7. Januar 1712). Eine Tochter Barbara kam am 9. Februar 1715 zur Welt, wobei als Mutter eine Elisabeth angegeben wurde.

Mathias Trattner heiratete als Witwer aber erst am 13. Jänner 1716 Elisabeth Neubauer aus Oberschützen. Somit ist nicht geklärt, wer die Mutter dieser Barbara war.

7 Österreichisches Staatsarchiv, Hofkammerarchiv, Urbar 1195.

8 Burgenländisches Landesarchiv, Herrschaftsarchiv Pinkafeld, Fasz. 35.

9 Evangelische Pfarre A.B. Güns/Köszeg, Trauungsbuch 1727–1799. S. 24.

10 Magyar Nemzeti Levéltár, Országos Levéltár, N 79, Dikakonskription 1720, Komitat Eisenburg/Vas, Jormannsdorf.

Mit Elisabeth Neubauer hatte er zumindest noch drei Kinder: die bereits eingangs genannten Elisabeth (geb. 11. November 1717) und Thomas (geb. 20. Dezember 1719) sowie Maria (geb. 19. August 1722, gest. 17. Mai 1724). Schwierigkeiten bei der Aufarbeitung der Familie ergeben sich aus zeitlichen Lücken der Matrikenüberlieferung und durch offensichtlich nicht eingetragene Ereignisse. So finden sich keine Sterbeeintragungen von Mathias und seinen beiden Frauen.

Aus diesem Grund können die Angaben in den beiden 1798 erschienenen Festschriften nicht bestätigt werden. In der einen heißt es unter Anmerkung 2: „Seine Aeltern waren unvermöglige Landleute. Seine Mutter starb, als sie ihn zur Welt brachte, und sein Vater zwey Jahre nachher.“¹¹

Die andere weiß mitzuteilen: „Das widrige Geschick nahm Ihnen fast alles, was in die Welt tretenden Kindern unentbehrlich ist, gönnte Ihnen nicht einmal die sorgfältige, zärtliche Hand einer Mutter, die Sie nach der Geburt liebte, nicht die Brust, die Sie stillen könnte, sondern sie mußte leider in dem nämlichen Augenblicke ihre Augen der Welt schließen, in welchem Sie ihr die Ihrigen eröffneten.“¹²

Da 1722 noch eine Schwester Trattners geboren wurde, können diese Angaben nicht so wortwörtlich stimmen. Was nicht bedeutet, dass er nicht im Kleinstkindesalter zur Waise wurde. Es wirft vielmehr die Frage auf, wie verlässlich diese Quellen für die Kindheit Trattners sind. Es scheint eher so, als dass alte, teilweise verklärte Familienerzählungen niedergeschrieben wurden.

In der Komitatskonskription von 1728 scheint Mathias nicht auf. Stattdessen wird ein Michael Trattner mit einer halben Session im Ausmaß von 8 Pressburger Metzen Ackerland und 2 Mahd Wiesen genannt, der in diesem Jahr das Amt des Ortsrichters bekleidete. Er könnte ein Sohn des Mathias aus erster Ehe gewesen sein und war seit 1723 mit Eva Schranz aus Grodnau verheiratet, mit der er 7 Kinder hatte. In der Konskription von 1744 wird er nur mehr mit einem Söllnerhaus und 2 Pressburger Metzen Äckern erwähnt. Er verstarb am 10. März 1762 im Alter von 60 Jahren. Mit seinem Enkel Georg starb 1816 der letzte Träger des Namens Trattner in Jormannsdorf.¹³

Ebenfalls in der Konskription von 1744 erwähnt wird ein Johann Trattner, der einen Hof mit 14 Pressburger Metzen Ackerland und 3 Mahd Wiesen besaß. Er wird als „quaestor olei“, also als Ölhändler, bezeichnet und hatte aus dieser Tätigkeit ein

11 *Zum frohen Andenken des fünfzigsten Jahres das Joh. Thom. Edler von Trattnern [...] den 12ten May 1798 als Druckerherr und Prinzipal feyerte.* Wien 1798.

12 *Feyerliche Rede bey dem frohen Jubelfeste des fünfzigsten Jahres, welches Johann Thomas Edler von Trattnern [...] den 12ten May 1798 als Druckerherr und Prinzipal feyerte.* Wien 1798.

13 Polster, *Familien*, S. 150.

Jahreseinkommen von 7 Gulden. Mit seiner ersten Frau Susanne (gest. 1749) hatte er von 1732 bis 1748 7 Kinder, mit seiner zweiten, 1753 verehelichten Gattin Barbara Baldauf aus Bernstein zwischen 1754 und 1761 weitere 5 Kinder. In unserem Zusammenhang interessant ist der am 25. Februar 1745 in Jormannsdorf geborene Sohn Mathias aus erster Ehe, der 17jährig am 14. Februar 1762 als Setzerjunge bei Johann Thomas Trattner aufgedungen und am 18. März 1766 freigesprochen wurde. Laut Angabe im Lehrjungenbuch war er der Sohn eines Handelsmannes. Mathias Trattner ging später nach Pest, wo er eine eigene Druckerei gründete.¹⁴

Diese Linie der Familie übersiedelte später nach Oberwart, wo sie ab 1769 nachweisbar ist. Dies führte wahrscheinlich zu einem irrigen Eintrag über Mathias Trattner im *Magyar életrajzi lexikon*,¹⁵ wonach er am 17. Januar 1745 in Felsőör/Oberwart geboren wäre, obwohl sein Geburtsort in einer Nachricht über die Verleihung des Ortes Petrocza an ihn bereits 1819 als „Johrmansdorf“ angegeben wurde.¹⁶ Unklar ist, in welchem Verwandtschaftsverhältnis Mathias zu Johann Thomas stand. Sein Vater Johann könnte ein Halbbruder des Johann Thomas gewesen sein, somit wäre Mathias dessen Neffe gewesen.

Soweit ein grober Überblick über die Familie Trattner in Jormannsdorf, die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts weit verzweigt, gegen dessen Ende hin infolge von Wegzug jedoch stark verkleinert war, bis der Name zu Beginn des darauffolgenden Jahrhunderts überhaupt verschwand.

Zeit in Wiener Neustadt

Hermine Cloeter nennt in ihrem Standardwerk zum Leben Johann Thomas Trattners neben den bereits genannten Festschriften als weitere Quelle eine ungedruckte Handschrift mit dem Titel *Kurzgefaßte Lebensgeschichte Des weiland Hochedelgebornen Herrn Herrn Johann Thomas des H. Röm. Reichs Ritters und des Königreichs Hungarn Edlen, von Trattnern*. In Bezug auf die Geburt liefert dieses Werk ähnliche Angaben. Cloeter zitiert die folgenden Schilderungen der Kindheit Trattners, wonach die Eltern evangelisch waren und folglich auch ihre Kinder:

¹⁴ Giese, *Trattner*, S. 17f.

¹⁵ *Magyar életrajzi lexikon*. Budapest: Akadémiai kiadó, 1982, S. 220.

¹⁶ *Erneuerte vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat*. Wien: Anton Strauß, 1819, S. 408.

Unter diesen zeichnete sich der junge Thomas durch seine schöne Gesichtsbildung am meisten aus, und machte auf eine seinige Muhm, die zu Wienerisch-Neustadt [...] verheyrathet, und der römisch-katholischen Religion ergeben war, solchen Eindruck, daß sie sich entschloß, ihn seinen Blutsverwandten, die ihn nach dem frühzeitigen Absterben seiner Eltern aus Barmherzigkeit zu sich genommen, und, um das Brod nicht umsonst zu essen, zum Gänse Hüten verwendet hatten, zu entführen. Es gelang ihr. Sie ließ ihn in der katholischen Glaubenslehre sowohl, als im Lesen und Schreiben unterrichten, und sobald er in diesen nothwendigen Stücken hinlängliche Kenntnisse hatte, und überhaupt groß genug war, sich einer Profession unterziehen zu können, um sich seinen Unterhalt zu verschaffen, that sie ihn bei dem Buchdrucker Müller in Wienerisch-Neustadt in die Lehre.¹⁷

Die Festschrift *Zum frohen Andenken* gibt indes in Anmerkung 3 den Namen dieser Muhme Preis und erklärt, dass Theresia Weyginger mit einem Pulvermüller namens Stubenvoll in Wiener Neustadt verheiratet war.¹⁸ Auch hier dürfte eine Verklärung des Vergangenen stattgefunden haben, denn eine solche Kombination der Namen gab es nicht.

Den Namen Weyginger oder Waiginger haben wir bereits in der Darstellung der Familiengeschichte kurz gestreift. Eine rund 12 Jahre ältere Halbschwester von Johann Thomas, Margarete, war ab 1731 mit Christian Waiginger verheiratet und hatte mit ihm bis 1751 in Jormannsdorf 6 Kinder ehe die Familie Ende der 1760er Jahre nach Oberwart übersiedelte.¹⁹ Im Jahr der Hochzeit war Johann Thomas aber bereits 12 Jahre alt und eine Verbindung dieser Familie Waiginger zu Wiener Neustadt kann nicht hergestellt werden.

Anders stellt sich die Situation dar, wenn man den Namen Stubenvoll in Wiener Neustadt sucht. Auch dieser Name wurde bei der Besprechung der Familie als Nachname von Mathias Trattners erster Frau Anna genannt. Die Familie Stubenvoll war eine im Jormannsdorfer Nachbarort Mariasdorf alteingesessene Familie.

In den Pfarrmatriken von Wiener Neustadt ist am 4. Februar 1703 folgender Eintrag verzeichnet: „Martin Stubenvoll, ledigen Standts, Ein Pulvermacher alhier, von Moriestorf auß Ungerer gebürtig, deß Oswald Stubenvoll gewesten Burgers alda, undt Anna seiner Ehwirthin Eheleiblicher Sohn, nimbt Zur Ehe Mariam Hofferin,

17 Cloeter, *Trattner*, S. 18f.

18 *Zum frohen Andenken*.

19 Polster, *Familien*, S. 156.

ledigen Standts, von Schottwien gebürtig, deß Simon Hoffers gewesten Baursmans alda undt Maria seiner Haußwirthin p.m. Eheleibliche Tochter.“²⁰ Maria Stubenvoll starb nach 24jähriger offenbar kinderloser Ehe am 10. Juni 1727 in Wiener Neustadt.²¹ Bereits 2 Monate danach am 31. August 1727 heiratete „Martin Stubenvoll, wittiber, burger und Pulfermacher allhir [...] Jungfrau Theresiam Weiskopfin, von Eysenstat gebührtig, deß Johann Georg Weiskopf, innern-raths-burger allda, et Margaretha uxoris, beider noch im Leben Ehl. Tochter.“²² Auch aus dieser Ehe sind keine Nachkommen überliefert. Martin Stubenvoll starb am 12. Januar 1743 in Wiener Neustadt.²³

In Wirklichkeit dürfte die genannte Muhme also Theresia Weiskopf geheißten haben und die Verwandtschaft eher über ihren Ehemann Martin Stubenvoll bestanden haben. Der Begriff „Muhme“ bezeichnet früher die Schwester der Mutter genauso wie die Ehefrau des Mutterbruders, was eine nahe Verwandtschaft Martin Stubenvolls mit Anna, Mathias Trattners erster Frau voraussetzen würde. Allein diese Verwandtschaft kann aufgrund fehlender Quellen nicht nachgewiesen werden. Der Begriff konnte aber auch ganz allgemein für eine weibliche Verwandte gebraucht worden sein.

Bei den Namen Weyginger und Weiskopf dürfte es zu einer Verwechslung gekommen sein, da beide in der Familiengeschichte vorkommen. Obigen Daten zufolge wäre Trattner nicht vor dem Jahr 1727 nach Wiener Neustadt gekommen.

Für den Beginn der Lehre beim Buchdrucker Müller in Wiener Neustadt nennt uns die Festschrift *Zum frohen Andenken* das Jahr 1735. Nach dem falschen Geburtsdatum wäre Trattner da bereits im 18. Lebensjahr gestanden, was sehr spät für den Beginn einer Lehre scheint. Er war also bei Lehrantritt 15 bis 16 Jahre alt und beendete seine Ausbildung nach vier Jahren. Am 8. September 1739 nahm er im Alter von knapp 20 Jahren eine Stelle beim Hofbuchdrucker Peter van Ghelen in Wien an.²⁴ Damit war der Beginn für eine großartige Karriere gesetzt.

Die früheste Quelle, die Johann Thomas Trattner in seiner Wiener Zeit mit seinem Geburtsort in Verbindung bringt, ist der Eintrag seiner ersten Hochzeit mit Maria Anna von Retzenheim am 9. August 1750 in der Schottenpfarre in Wien,²⁵

20 Römisch-katholische Hauptpfarre Wiener Neustadt, Trauungsbuch 1683–1707, 199.

21 Römisch-katholische Hauptpfarre Wiener Neustadt, Totenbuch 1708–1748, 137v.

22 Römisch-katholische Hauptpfarre Wiener Neustadt, Trauungsbuch 1710–1731, 312v.

23 Römisch-katholische Hauptpfarre Wiener Neustadt, Totenbuch 1708–1748, 475v.

24 *Zum frohen Andenken*.

25 Römisch-katholische Pfarre Unsere liebe Frau zu den Schotten Wien, Trauungsbuch 1748–1752, 119v.

wo er als „Universitatis Viennensis Typographum, Hungarum Jormanstorfensem“, also als Buchdrucker der Universität Wien, Ungar aus Jormannsdorf, bezeichnet wurde. Sein Alter wurde dabei nicht angegeben, er war aber in seinem 31. Lebensjahr. Zudem wurde er in diesem Eintrag das erste Mal in den Personenstandsregistern mit seinem zusätzlichen Vornamen Johann genannt.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die vier zeitgenössischen Sekundärquellen zur Lebensgeschichte von Johann Thomas Trattner offenbar aus einer mündlich tradierten Familiengeschichte herrühren, denen dieselbe Überlieferung zugrunde liegt. Diese Schilderungen widersprechen teilweise belegbaren Fakten. Manche Details sind aufgrund fehlender Nachweise bzw. Lücken in den Quellen nicht verifizierbar. Dennoch konnten Irrtümer ausgeräumt und die frühen Jahre Trattners ein wenig beleuchtet werden.

Mária Rózsa:
Beiträge der Wiener Theater-Zeitung zwischen
Vormärz und Revolution unter besonderer Berücksichtigung
des ungarischen kulturellen, gesellschaftlichen
und politischen Lebens (1812–1849)

Im vorliegenden Beitrag wird die mediale Aufnahme von wichtigen kulturellen, sozialen und politischen Ereignissen der Doppelstädte Pest-Buda/Ofen in einem langlebigen Wiener belletristischen Organ, der *Wiener Theater-Zeitung*, anhand markanter Beispiele untersucht. Die Auswahl umfasst die Eröffnung des Königlich Städtischen Deutschen Theaters (1812), die Eröffnung des Ungarischen Nationaltheaters (1837), exemplarisch die bei Katastrophen zu Tage tretende Anteilnahme, konkret bei der großen Überschwemmung von 1838 und der Brandkatastrophe des Deutschen Theaters (1847), schließlich die Ereignisse der Revolution von 1848. Die Berichterstattung über Theaterangelegenheiten gehörte naturgemäß zum Hauptthemenkreis der *Wiener Theater-Zeitung* als eines ausgesprochen Theaterinteressen dienenden Organs; über Naturkatastrophen respektive über die revolutionären Geschehnisse zu informieren, betrachtete es, wie jedes weitverbreitete Periodikum, das in der Hauptstadt der Österreichischen Monarchie erschien, als seine selbstverständliche Aufgabe.

Die erste Nummer der vom Schriftsteller, Dichter und Journalisten Adolf Bäuerle (Wien, 9. April 1786–Basel, 20. September 1859) herausgegebenen und redigierten, anfangs wöchentlich, dann wöchentlich zwei- beziehungsweise dreimal herauskommenden Zeitung (1806–1860) erschien am 1. Juli 1806. Ab 1832 erschien die *Theaterzeitung* wöchentlich fünfmal, ab 1848 täglich als ein politisches Blatt. Gedruckt wurde sie bei Anton Haykul (ca. 1764–1824), dann bei Johann Paul Sollinger (1795–1849). Weitere Redakteure waren Friedrich Witthauer (1793–1846), Moritz Gottlieb Saphir (1795–1858) und Leopold Raudnitz (1805–1876). Zuletzt

wurde das Blatt 1860 von Friderike Bäuerle (1817–1896), Bäuerles Tochter aus erster Ehe, unter der Redaktion Mór Morländers (Eisenstadt/Kismarton/Ungarn, heute Österreich 1818 – Budapest, 1898) fortgeführt. Die Einstellung des Blattes, die am 9. Oktober 1860 angekündigt wurde, ergab sich aus zerrütteten Vermögensverhältnissen auf der Eigentümerseite. Auch der ursprüngliche Titel änderte sich mehrfach.¹ Die *Theaterzeitung* war auf europäischer Ebene eines der führenden Blätter des Vormärz für die Gebiete Theater, Musik, Literatur, Mode und Geselligkeit. Sie war 1820 bis 1848 das verbreitetste Blatt der Monarchie und anfangs ohne politische Richtung und ohne ernsthafte Kritik – hauptsächlich ein Klatsch- und Unterhaltungsblatt, das sich ausschließlich mit Theaterthemen befasste.² Wir können in weiterer Folge Zeug/innen der formalen sowie typographischen Umwandlung und der Entwicklung von einer typischen literarischen Zeitschrift des Vormärz mit besonderem Interesse an Theater und Belletristik hin zu einem die verschiedensten Themen des öffentlichen Lebens umfassenden Organ sein, freilich im Rahmen der Möglichkeiten der im Vormärz üblichen Zensurverhältnisse.

Schon Johann Winckler meint mit einem relevanten Detail, in der Rubrik „Geschwind, was gibt's Neues“ konnte man aus der *Theaterzeitung* vieles erfahren, was auf andere Weise nicht möglich war.³ Ernst Victor Zenker übte hingegen vernichtende Kritik an der Wiener Journalistik des Vormärz insgesamt und auch an dem hier behandelten Segment. Er meinte, neben den „Hauptorganen“, dem *Österreichischen Beobachter* sowie dem *Wanderer*, sei die österreichische Journalistik „kaum der Rede wert [...] Auch die so viel gerühmte vormärzliche literarische Journalistik in Wien war unendlich seicht, flach und obendrein verderbt; neben der bedrohlichsten Klatschsucht wucherte ein selbstgefälliges Dilletantenthum, welches jeden ernsten Zug aus diesen Zeitungen verscheuchte. Bäuerles ‚Theaterzeitung‘ (seit 1806 unter wechselnden Titeln), Saphirs ‚Humorist‘ (seit 1837), Schickhs ‚Wiener

- 1 1806: *Wiener Theater-Zeitung*, 1807–1808: *Zeitung für Theater, Musik und Poesie*; 1809 und 1810 nicht erschienen laut Katalog der Österreichischen Nationalbibliothek; 1811–1815: *Theater-Zeitung*, 1817–1818: *Wiener allgemeine Theaterzeitung*, 1819–1821: *Wiener allgemeine Theaterzeitung und Unterhaltungsblatt für Freunde der Kunst, Literatur und des geselligen Lebens*, 1822–1828: *Allgemeine Theaterzeitung und Unterhaltungsblatt für Freunde der Kunst, Literatur und des geselligen Lebens*, 1829–1848: *Allgemeine Theaterzeitung und Originalblatt für Kunst, Literatur und geselliges Leben*, 1848–1849: *Österreichischer Courier* mit einem Anhang: *Wiener allgemeine Theaterzeitung*. In weiterer Folge wird pragmatisch die Bezeichnung *Theaterzeitung* verwendet. In den Fußnoten wird der Titel als *ThZ* abgekürzt.
- 2 *Österreichisches Biographisches Lexikon*. https://www.biographien.ac.at/oebf/oebf_B/Baebuerle_Adolf_1786_1850.xml. (1. 12. 2023)
- 3 Johann Winckler: *Die periodische Presse Oesterreichs. Eine historisch-statistische Studie*. Wien: C. Gerold's Sohn 1875, S. 61.

Moden-Zeitung' (seit 1816) waren die Muster dieser merkwürdigen Journalistik.⁴ Kurt Paupié behandelt das Blatt unter den „Resten der lokalen Vormärzpresse“ und charakterisiert es als „farblo“.⁵ Demgegenüber ist Reinhard Wittmanns Meinung positiver: „Der vormärzliche Zeitschriftenmarkt war gekennzeichnet durch eine relativ hohe Anzahl belletristischer Journale, die häufig Surrogatfunktion für die unterdrückte politische Publizistik besaßen und über ihre unmittelbare ästhetisch-unterhaltende Aufgabe hinaus als Kommunikationsforen des liberalen Bürgertums dienten. [...] Ob im Menzel'schen *Literaturblatt* oder im Saphir'schen *Humoristen*, ob in Herloßsohns *Komet* oder den Pfennig- und Hellermagazinen: soweit die Zensur es erlaubte oder übersah, war Politik stets miteinbezogen.“⁶ Hildegard Kernmayer schätzt das Blatt schließlich als „klassisches Journal des Vormärz“ ein, „das sich vor allem in den Jahren zwischen 1820 und 1848 hoher Beliebtheit erfreut, in der neoabsolutistischen Ära jedoch in die Bedeutungslosigkeit absinkt.“ Der inhaltliche Schwerpunkt der Zeitung lag ihr zufolge in der Kulturberichterstattung sowie in der Wiedergabe des Wiener Klatsches.⁷ Sie erwähnt zusätzlich noch die teilweise hohe künstlerische Qualität der beigelegten Kupferstiche (Schauspielerporträts, Bühnenbilder, Theaterszenen bzw. Modebilder). Kernmayer zitiert letztlich Rudolf Holzer, dem zufolge das Journal „als Zeitung der Nachdrucke, der Dichterlinge und Dilettanten“⁸ bekannt sei.

Die meisten Beiträge des Blattes schrieb anfänglich Bäuerle selbst. Er war von 1809 bis 1838 Sekretär am Leopoldstädter Theater und außerdem ein fruchtbarer und beliebter Theaterdichter des Wiener Volksstücks, der Lokalposse von niederer Komik, für das eine einfache Charakterzeichnung charakteristisch war. Viele seiner Stücke wurden in der ganzen Monarchie und auch in ungarischer und tschechischer Sprache gespielt.⁹ Die Theaterkritiken schrieb Joseph Tuvora (1811–1871); weitere Mitarbeiter/innen im Feuilleton waren unter anderem Constantin Wurzbach Ritter von Tannenberg (1818–1893), Ignaz Franz Castelli (1781–1862), Eduard von Bauernfeld (1802–1890) und Betty Paoli (1814–1894). Bäuerle verfügte über weit-

4 Ernst Victor Zenker: *Geschichte der Journalistik in Österreich*. Wien: Druck und Verlag der k. Hof- und Staatsdruckerei 1900, S. 26.

5 Kurt Paupié: *Handbuch der österreichischen Pressegeschichte 1848–1959*, Bd. I. Wien: Wilhelm Braumüller 1961, S. 166.

6 Reinhard Wittmann: *Buchmarkt und Lektüre im 18. und 19. Jahrhundert. Beiträge zum literarischen Leben 1750–1880*. Tübingen: Niemeyer 1982, S. 149.

7 Hildegard Kernmayer: *Judentum im Wiener Feuilleton (1848–1903)*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1998, S. 266.

8 Zitiert nach ebda.

9 *Österreichisches Biographisches Lexikon*, S. 44.

verzweigte Kontakte zu Autor/innen sowohl in der ganzen Monarchie als auch in Europa, wovon sein enormer Briefwechsel (von fast 600 Briefen) in der Wienbibliothek im Rathaus zeugt. Unter den im Blatt veröffentlichenden österreichischen Dichtern sind die namhaftesten Johann Gabriel Seidl (1804–1875), Ludwig August Frankl (1810–1894), Adolf Ritter von Tschabuschnigg (1809–1877), Karl Meisl (1775–1853), Charlotte Birch-Pfeiffer (1800–1868), Moritz Gottlieb Saphir und Franz Xaver Told (1782–1849). Vom Ende der 1820er Jahre an war das Blatt wie eine Literaturzeitschrift konzipiert: Auf vier Seiten in zwei Spalten gedruckt, stand am Anfang ein Gedicht, danach folgte eine Novelle in Fortsetzungen; es beinhaltete machmal auch Dramentexte, des Weiteren kurze Nachrichten aus der Theater- beziehungsweise Musikwelt, ferner kleinere Neuigkeiten allgemeinen Inhalts, darunter oft über Naturwissenschaftliches, manchmal über Mode. Es gab auch „Charade[n]“, das heißt Rätsel in Gedichtform. Der Zeitungsteil brachte aktuelle Neuigkeiten aus Kunst, Literatur, Musik und dem Gesellschaftsleben. Zu mehreren Nummern wurden als Beilage Modebilder abgedruckt. Das Blatt gehörte zum Typ des literarischen Journals; Politik hat Bäuerle vor 1848 sogar in den Leitartikeln strengstens vermieden. Die Auflagenhöhe von 5.000 bis 6.000 Exemplaren kann für damalige Verhältnisse als außerordentlich hoch bezeichnet werden und machte die *Theaterzeitung* bis 1847 zur auflagenstärksten Zeitung in ganz Österreich.¹⁰

Berichterstattung über Ereignisse im Theaterwesen in Ungarn

Am 9. Februar 1812 wurde das neue Gebäude des Pester Königlich Städtischen Deutschen Theaters eröffnet.¹¹ Darüber berichtete die *Theaterzeitung*:

Es war der Geburtstag *Sr. k. k. Majestät Franz I. Kotzebue* lieferte zwey Gelegenheits-Stücke: *Ungarns erster Wohltäter* und ein Nachspiel: *Die Ruinen von Athen*; beyde mit Gesängen und Chören in Musik gesetzt von *Beethoven*. Dazu wurde aufgeführt: *Die Erhebung von Pesth zur königlichen Freystadt*. Die Ge-

¹⁰ <https://anno.onb.ac.at/node/23> (1.12.2023).

¹¹ Siehe dazu neuestens: Mária Rózsa: August von Kotzebues Stücke für die Eröffnung des königlich-städtischen Theaters in Pest (2021). *Kotzebue International*, 13. April 2021. <https://kotzebue.hypotheses.org/128>. (1.12.2023) Zur Eröffnungsfeier des prächtigen Theatergebäudes wurde ursprünglich der 12. Februar 1812, der Geburtstag des Kaisers, bestimmt. Da dieser Tag aber in diesem Jahr auf den Aschermittwoch fiel, wurde die festliche Eröffnung vorgezogen und auf den 9. Februar vorverlegt.

legenheits-Stücke aus der Feder eines *Kotzebue* konnten ihre herrliche Wirkung nicht verfehlen, *Beethoven[s]* wunderschöne tiefgedachte Musik, seine kräftigen Chöre etc. erhöhten den Genuß.¹²

Das neue Gebäude des Theaters erwies sich im Dauerbetrieb allerdings als ungünstig gebaut, denn der enorme Saal hatte eine schlechte Akustik und war schwer zu beheizen. Es wird angenommen, dass wahrscheinlich die problematische Heizung die Ursache der Brandkatastrophe gewesen ist, der das Theatergebäude am 2. Februar 1847 zum Opfer fiel.¹³ Wir können in weiterer Folge schon aus den „Punkte[n] im Betreff der Entree-Billete“ über die Bewegungsmöglichkeiten der Zuschauer während der Vorstellungen viel Näheres erfahren, was auch für die Erforschung der Theatergeschichte von Interesse sein könnte. Die Maßregeln waren ziemlich streng:

1.) Für die Abonnenten und gesperrten Sitze ist eine eigene Skontirungs-Casse aufgestellt, bey welcher sie [gegen] die Vorweisung der Numer [!] Ihres Abonnement-Billets eine mit der nähmlichen Numer bezeichnete Einlaßkarte erhalten. Nur gegen Einhändigung derselben wird der Eintritt durch den Billeteur gestattet.

2.) Wer vor dem Anfange der Vorstellung aus dem Theater herausgeht, ohne wieder zurückkehren zu wollen, erhält von dem Billeteur sein Zahlungsbillet, und gegen Uebergabe desselben an der Casse sein Geld zurück. Wer aber vor Endigung einer Vorstellung aus dem Theater heraus geht und wieder zu derselben Vorstellung zurückkehren will, muß von dem Billeteur ein Retourbillet nehmen, ohne welchem er sonst nicht wieder hineingelassen werden kann. Auch versteht sich, daß solche Retourbillets für einen andern Tag nicht mehr gültig sind.

3.) Wer nicht entweder als wirklicher Abonnent einer Loge dem Billeteur bestimmt bekannt ist, oder wer sich nicht durch Vorweisung seines Logen-Abonnement-Billets legitimirt, wird in das Parterre oder auf andere Abtheilungen des Theaters nicht eingelassen werden, ohne bey der Casse den Eintrittspreis erlegt zu haben.

4.) In Betreff der Logen, behält sich die Direktion ausdrücklich vor, daß sie nur denjenigen ordentlicherweise zukommen, auf deren Namen sie abonnirt worden sind. Sollte der Besitzer einer Loge dieselbe nicht mehr für sich behalten wollen, so kann sie nur an die Direktion unmittelbar wieder abgetreten werden.¹⁴

12 Nachrichten von der Eröffnung des neuen Theaters zu Pesth am Geburtstag des Kaisers am 9. Februar 1812. In: *ThZ* Nr. 15, 19. Februar 1812, S. 59.

13 Z. B. Lokal-Zeitung. Brand des deutschen Theaters. In: *Der Spiegel* Nr. 40, 3. Februar 1847, 159.

14 Nachrichten von der Eröffnung des neuen Theaters, S. 59.

Darüber, wie viele von den 3.500 Sitzplätzen des großen Theaters für die Abonnenten gesichert wurden, besitzen wir keine Angaben. Interessanterweise wurden auch die Eintrittspreise mitgeteilt: Eine Loge kostete 5 fl. 20 kr., ein gesperrter Sitz im Parterre 1 fl. 18 kr., während für einen Platz in der Galerie im 2. Stock bloß 48 Kreuzer zu bezahlen waren.¹⁵ Neben regelmäßigen Berichten über die Vorstellungen der Wiener Theater wurde in der Rubrik „Buntes aus der Theaterwelt“ über die Aufführungen des Pester deutschen Theaters sowie des Preßburger Theaters berichtet. In den Theaterkritiken wurde vor allem das Spiel der einzelnen Schauspieler/innen (mit Namen) bewertet.

Am 22. August 1837 wurde das Pesti Magyar Színház, ab 1840 Nemzeti Színház (Nationaltheater) bei der heutigen Astoriakreuzung geöffnet. Vor der Eröffnung erschien eine ausführliche Beschreibung des Gebäudes:

Aus Pesth, im August.

Das ungarische Nationaltheater ist nun seiner gänzlichen Vollendung nahe. Da es noch im Laufe dieses Monats eröffnet wird, so dürfte den Lesern dieser geschätzten Blätter, eine gedrängte Skizze seines Entstehens, seiner architektonischen Form, und seiner artistischen und öconomischen Verwaltung nicht uninteressant erscheinen. Die auf circa 160.000 fl. C. M. berechneten Baukosten, deckte eine Aktiengesellschaft. Der Platz mit der dazu gehörenden Gartenanlage an der großen und breiten Kerepescher Straße, ist eine patriotische Spende des Fürsten Grosalkovits [richtig: Grassalkovich]. Der Umfang des Gebäudes ist um den dritten Theil kleiner, als das städtische Theater. In einem zierlich vergitterten Garten-Vorplatze präsentirt sich dem Beschauer ein imposantes Portal. Drei von Arkaden umschlossene, grandiose Pforten, nebst zwei geräumigen Seiteneingängen, gewähren eine überraschende Augenweide. Das auf korinthischen Säulen ruhende Vestibul, in dessen Mitte die Casse, rechts und links die Parterreeingänge und majestätischen Stiegen zu den Logen und Gallerien, ist mit verschwenderischer Pracht der Architectonik ausgestattet. [...] Der innere Schauplatz, so freundlich als elegant, übertrifft die äußere Pracht, und ist, im wahren Sinne des Worts, pompös. Grün grundirt und mit Arabesken espalirt, macht das Ganze einen freundlichen Eindruck, und die reich vergoldeten, die Gallerie tragenden, Säulen geben einen herrlichen Prospectus. [...] Der Bauplan ist Entwurf unseres ausgezeichneten Architekten

15 Ebda, S. 60.

Hrn. [Matthias] v. Zitterbart. [...] Dem geschätzten, vaterländischen Dichter [József] von Bajza wurde an der Spitze des Ausschusses die artistische Leitung des Theaters anvertraut. Von diesem verdienstvollen Dramaturgen ist auch der Eröffnungsprolog verfaßt worden [...] Weil.¹⁶

Unter den Neuigkeiten wurde eine Woche später kurz über die Eröffnung des Theaters nur soviel berichtet: „Am 22. d. M. wurde das ungarische Theater bei außerordentlichem Zudrange mit Schenks ‚Belisar‘ eröffnet. Nächstens ausführlich hieüber. G. R.“¹⁷

Katastrophen im Spiegel der Theaterzeitung

Mit der Überschwemmung des Jahres 1838 ereignete sich eine Katastrophe, die auch in vielfacher Weise soziokulturelle Beeinträchtigungen nach sich zog und entsprechende Echos erzeugte. Schon Anfang Jänner 1838 gelangten Teile Budas sowie einiger Ortschaften an der unteren Donau infolge der großen Menge des Niederschlags, des Weiteren aufgrund des allzu milden Wetters für ein paar Tage unter Wasser. Anfang März begann bei Wien und Preßburg das Tauwetter, und der Fluss fing an, die Eisschollen zu treiben. Auf der Strecke zwischen Pest und Buda war das Flussbett der Donau ziemlich verwahrlost, das Eis und das Hochwasser konnten im flachen Flußbett wegen der vielen Seitenarme, Inseln und Sandbänke nur langsam stromabwärts weiterziehen, an manchen Stellen schwoh das Eis sogar an. Die Überschwemmung erlangte ihren Höhepunkt am 15. März 1838; die tiefer liegende Pester Seite wurde schwer betroffen: dort wurden – laut zeitgenössischen Angaben – 2.281 Häuser vernichtet, 827 beschädigt und bloß 1.146 blieben unversehrt. Auf der Budaer Seite waren die Schäden aufgrund der höheren Lage kleiner, es stürzten bloß 204 Häuser ein, 262 wurden beschädigt.¹⁸ Die beiden Städte Buda und Pest unterschieden sich nicht nur in ihrer Lage voneinander, son-

16 [Karl Ritter von] Weil: Aus Pesth im August. In: *ThZ* Nr. 168, 23. August 1837, S. 678–679. Mátyás Zitterbarth (1803–1867), Architekt; József Bajza (1804–1858), Dichter, Schriftsteller, Redakteur, Kritiker, Theaterdirektor, Mitglied der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

17 G. R.: Neuigkeiten. In: *ThZ* Nr. 173, 30. August 1837, S. 699. Eduard Schenks historisches Trauerspiel *Belisar* wurde in der Übersetzung von János Kis aufgeführt, dieser Vorstellung ging das Vorspiel *Árpád ébredése* [Árpáds Erwachen] von Mihály Vörösmarty voraus.

18 1838-as pesti árvíz [Pester Hochwasser von 1838]. https://hu.wikipedia.org/wiki/1838-as_pesti_%C3%A1rv%C3%ADz. (1.12. 2023)

dern auch hinsichtlich ihrer Bevölkerung. In Buda waren die Verwaltungszentren des Königreichs Ungarn untergebracht, in Pest wohnten Händler und Kaufleute.¹⁹

Die *Theaterzeitung* berichtete über die Rettungsaktionen ausführlich, sogar mit einem Bericht, der vor Ort entstanden war:

Die Nacht vom 15. auf den 16. März war eine der grauen- und entsetzenvollesten die hier je erlebt wurden. Der Marktplatz beherbergte an 40.000 Menschen. Vornehmen und Reichen drohte eben so wie den ärmsten Tagelöhnern das Schrecklichste was den Menschen betreffen kann – der Wassertod. [...] Unser durchlauchtigster Erzherzog Palatin, Gott erhalte ihn! und höchstdessen Familie sind Rettungengel in der höchsten Noth. Erzherzog Stephan theilte persönlich alle Gefahren. Die Burg, das Landhaus und alle Paläste der Festung Ofen nehmen gastlich die unglücklichen Pesther auf. Die Dampfbote sind in Bewegung. – Die Häuser Pesths sind leer, um so voller aber Casernen, Kirchen und Spitäler. Während ich dies schreibe ist die Donaufront bereits wasserfrei. – Ein Dampfschiff unterhält die Communication zwischen Ofen und Pesth unentgeltlich. – Das lebensfrohe schöne Pesth, welch einen bejammernswerthen Anblick gewährt es jetzt!! A. Benkert.²⁰

Im nächsten Bericht wird dargestellt, welche Gesellschaftsschichten in welchem Maße von der Katastrophe betroffen waren, des Weiteren, wie einige kulturelle Einrichtungen (Theater, Buchhandlungen) beschädigt wurden:

Die Festungsbastei in Ofen gewährt einen Standpunct, worauf das Auge das grauenvolle Bild der Zerstörung in den beiden Nachbarstädten überschauen kann. Das feindliche Element tritt nun allmählich wie ein Schleier von diesem Nachtgemälde zurück, und zeigt die Einzelheiten des Elends, des Jammers und der grenzenlosen Noth in herzerreißender Größe. Wie Sonnenlicht durch Gewitterdunkel, erscheint aber auch das Mitgefühl, die Bruderliebe und die tröstende Himmelsmilde. Pesth hatte sich durch seine Lage begünstigt, zur schönsten und reichsten Handelsstadt erhoben, nun ist sie durch eben diese Lage zum Trümmer-

19 Vgl. Anna Ananieva/Rolf Haaser: Wasserströme und Textfluten. Die Überschwemmungskatastrophen 1824 in St. Petersburg und 1838 in Ofen und Pesth als Medienereignisse in der deutschsprachigen Prager Presse. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas*. Neue Folge 62, H. 2 (2014), S. 196.

20 A. Benkert: Aus Pesth, den 17. März 10 Uhr Morgens. In: *ThZ* Nr. 58, 21. März 1838, S. 251. Antal/Anton Benkert (1794–1846) Schauspieler, Schriftsteller, Pester Berichterstatter der *Theaterzeitung*; Vater des Schriftstellers und Übersetzers Karl Maria Kertbeny.

haufen herabgesunken. Diese Hauptstadt eines großen Reiches wird sich selbst in der kommenden Generation von ihrem Jammer und Schaden noch nicht erholt haben. Pesth ist auf flachem, sandiglockern Territorium erbaut, und die Brunnen haben bei dem wasserreichen Boden nur eine geringe Tiefe. [...] Viele Vornehme und Adelige haben mit armen Leuten in Markthütten ihre Wohnung aufgeschlagen. Tausende von Menschen haben ihr Leben verloren oder werden vermißt, und unzählige irrten ohne Obdach und Nahrung auf dem Wahlplatze der Zerstörung umher [...] Viele Häuser müssen aber auch ihrer Unbewohnbarkeit wegen abgetragen werden. Alles sucht sich nach Ofen zu flüchten, um der Gefahr beim Einsturze der Gebäude zu entgehen. Das Theater ist vom Wasser so ruinirt, daß vor zwei Monaten keine Vorstellungen stattfinden können [...] Viele starben auf den Straßen den Hungertod. Der Mittelstand erleidet den größten Verlust am Eigenthum; die ärmere Classe von Menschen hat auf den Trümmern doch wenigstens die Hoffnung auf einem künftigen Erwerb durch Handarbeit.[...] Die Buchhandlungen in der Waitznergasse erleiden ebenfalls einen bedeutenden Verlust.²¹

Das nächste Ereignis, von dem das kulturelle Leben der ungarischen Hauptstadt schwer getroffen wurde, war der Brand des Deutschen Theaters in der Nacht vom 1. auf den 2. Februar 1847. Auf diesen Brand, der infolge der Heizungsverfahren in Theatern keinen Einzelfall darstellte, reagierte Bäuerle in seinem Blatt bloß kurz und veröffentlichte am 8. Februar 1847 einen Aufruf aus der *Pesther Zeitung*, der darauf abzielte, zugunsten des Personals des abgebrannten Pester Städtischen Theaters Spenden zu sammeln. Bäuerle erklärte sich somit bereit, mit seiner Zeitschrift an dieser Aktion teilzunehmen.²² Ein ausführlicher Bericht unterblieb vielleicht aus Zeit- und Platzmangel.

Die Theaterzeitung und die Revolution

Im Laufe der europäischen revolutionären Welle siegte das Reformen begehrende Bürgertum in Wien am 13. und 14. März 1848, den „Gewitter-Tagen“²³, wie sie im Blatt bezeichnet wurden. Die Wiener Revolutionäre erreichten den Rücktritt Metternichs, die Gründung einer Nationalgarde, die Gewährung der Pressefreiheit

21 Correspondenz-Nachricht aus Pesth, den 19. März. In: *ThZ* Nr. 60, 24. März 1838, S. 262.

22 Aufruf. In: *ThZ*. Nr. 33, 8. Februar 1847, S. 129.

23 Wien. In: *ThZ* Nr. 65, 16. März 1848, S. 261.

durch den Kaiser und seine Zusage zugunsten einer parlamentarischen Verfassung. Über die Pest-Ofner Ereignisse berichtete das Blatt nicht ausführlich. Das Medium nannte bloß Lajos Kossuth (1802–1894) einen „edlen, kühnen Volksredner“ in einem Bericht über dessen Aufenthalt im Gasthof „Erzherzog Karl“. Die Nachricht über die „Preßfreiheit“ erschien in der Theaterzeitung am 16. März und verband sich mit Jubel: „Ein neuer Tag über Oesterreich ist aufgegangen; eine neue Sonne leuchtet. Der Kaiser hat die Wünsche seiner Völker gewährt und Preßfreiheit verliehen.“²⁴

In den folgenden Nummern wird über die Bekleidung der Nationalgarde sowie über die Vorteile der Aufhebung der Zensur berichtet, und das neue Preßgesetz wurde mehrmals erörtert. Berichterstatter waren unter anderem Karl Meisl, Leopold Raudnitz, Realis (i. e. Gerhard Robert Walter von Coeckelberghe-Dützele, 1786–1857) und J. M. Schleichert (Lebensdaten unbekannt). Die sonst antipolitisch eingestellten Beiträger Ignaz Franz Castelli, Johann Gabriel Seidl sowie Johann Nepomuk Vogl (1802–1866) verfassten Nationalgardistenlieder.

Mitte April waren mit den ungarischen Revolutionären sympathisierende Texte im Blatt zu lesen, so zum Beispiel am 18. April über die Fahnenübergabe der ungarischen Deputation an die Wiener Bürgerschaft. Es erschien ein Ungarn als Bruderland erwähnendes Gedicht mit den enthusiastischen Rahmenstrophen:

*Ihr wart uns, Freunde, hochwillkommen,
 Euch knüpft an uns das Bruderband,
 Ihr habt das Herz uns eingenommen,
 Denkt unser auch im Ungarland.*²⁵

Am 1., 2. und 6. Mai wird ausführlich über die bewaffneten Übergriffe des Pöbels auf die Juden in Preßburg und die darauffolgende Beschädigung ihres Eigentums in der Osterwoche (in der Nacht vom 25. auf den 26. April) berichtet und das Geschehene verurteilt. Die Juden besaßen nämlich das Recht, in der Stadt zu wohnen, verankert im Gesetzesartikel 29 des ungarischen Landtags von 1839–1840. Es wurde auch die Aufforderung der Stadtbehörde zur Herstellung und Bewahrung der öffentlichen Ruhe mitgeteilt.²⁶

Kaiser Ferdinand I. und sein Hof verließen Wien am 17. Mai, kurz vor der von Studenten getragenen Mairevolution (25.–26. Mai), zu deren Ursachen die Auflösung

24 Preßfreiheit. In: *ThZ* Nr. 65, 16. März 1848, S. 261.

25 E. J. Metzger: An die Magyaren. In: *ThZ* Nr. 94, 19. April 1848, S. 378.

26 Preßburgs blutige Osterfeier. In: *ThZ* Nr. 105, 2. Mai 1848, S. 424.

der Akademischen Legion und die Änderung der Wahlordnung für den Reichstag gehörten, und die schon in Barrikadenkämpfen mit Todesopfern eskalierte. In den Berichten sind solche Sätze zu finden: „Die Physiognomie unserer Stadt bekommt ein revolutionäres Aussehen“, „Die Aufregung wächst“, „Barricaden werden gebaut“, „unsere Studenten haben heorisch gehandelt“. Die Geschehnisse dieser Tage werden Stunde für Stunde nacherzählt.²⁷ Die Theatralik, die dramatische Schilderung der Geschehnisse kommen im speziellen Medium der Theaterzeitung besonders zur Wirkung, können hier aus Platzgründen aber nicht ausgebreitet werden.²⁸

Am 7. Juni 1848 wurde das Blatt zu einem politischen Organ unter dem Titel *Oesterreichischer Courier* umgestaltet, was an diesem Tag von der Redaktion mitgeteilt wurde. Im Titelpopf des Blattes wurde jedoch *Allgemeine Theaterzeitung* als Titel weiterhin beibehalten. Erst am 26. Juni 1848 mit Nummer 152 kam es zur Verwirklichung der Titeländerung, nämlich *Oesterreichischer Courier* mit einem Anhang: *Wiener allgemeine Theaterzeitung*. Die beiden letzten Seiten waren demnach der ausführlichen Behandlung des Programms der Wiener Theater beziehungsweise inländischen und ausländischen Nachrichten allgemeinen Inhalts unter dem Titel „Feuilleton für Kunst, Literatur, Theater, Musik, Mode und geselliges Leben“ gewidmet. Die Nummerierung der einzelnen Nummern sowie die Jahrgangsnummerierung wurden fortgesetzt. Zenker, selbst ein der liberalen Tradition verpflichteteter Politiker, schreibt zu Bäuerles Verhalten im Revolutionsjahr: „Bäuerle wollte in seiner ‚Theaterzeitung‘ schon seit jeher freisinnige Tendenzen vertreten haben. Dabei spielte er aber jetzt schon den Beschwichtigungshofrath, der so beharrlich nach Ruhe und Mässigung rief, dass man ihm – gewiss ohne Grund – nachsagte, er lasse sein Blatt heimlich censurieren.“²⁹ Jedenfalls kann gesagt werden, dass die Zeitung 1848 eine kurze Politisierung erfuhr. Im Juni wurde die Slawenfrage in mehreren Artikeln erörtert, auf die ich im Rahmen dieser Arbeit nicht eingehen möchte. Über die Sitzungen der konstituierenden Reichsversammlung wurde regelmäßig berichtet.

Dem Verhältnis der Nationalitäten widmete das Presseorgan auch in weiterer Folge beachtliche Aufmerksamkeit. Die Einheit des Vielvölkerstaates Österreich wurde noch anlässlich der Einberufung des Reichstags als eine mögliche Zukunftsvision dargestellt: „[S]ollte es minder [als in den Vereinigten Staaten von Amerika oder Frankreich] möglich sein, daß Slave und Ungar, Böhme und Italiener in Herz und Sinn Oesterreicher werden? [...] Im künftigen Vaterland laßt uns alle insgesamt,

27 Wien am 26. Mai. In: *ThZ* Nr. 127, 27. Mai 1848, S. 509.

28 Vgl. für einen Eindruck die Schilderung der Überschwemmungsfolgen im Zitat mit der Fußnote 21.

29 Ernst Victor Zenker: *Geschichte der Wiener Journalistik während des Jahres 1848*. Wien-Leipzig: Wilhelm Braumüller 1893, S. 23.

Deutsche, Slaven und Magyaren enge zusammenhalten“.³⁰ Unter den Ungarn behandelnden Kommentaren wurde ab Sommer und im Herbst 1848 Kossuths Politik eine bedeutende (meist negativ beurteilende) Aufmerksamkeit zuteil, so etwa im Leitartikel vom 13. August. Einige Monate nach dem glorreichen Märztag schien sich die Lage so darzustellen, dass das alte Österreich unwiederbringlich verloren gegangen sei. Es wird die Frage gestellt, ob die Wiedergeburt eines neuen Österreich möglich sei. Die Politik Kossuths, der lange Jahre die Opposition gegen Österreich geführt habe, bestünde darin, dass Ungarn von der österreichischen Staatsschuld keinen Kreuzer bezahlen, Ungarn eine selbstständige Außenpolitik haben und die Loslösungsbestrebungen der Lombardei unterstützen, des Weiteren ein ungarisches Heer mit magyarischem Kommado gründen wolle, um letztendlich Ungarns nationale Unabhängigkeit zu verteidigen. Die Gefahr dieser Politik sieht der Verfasser auch darin, dass Kossuths Politik zu einem zentralisierten Deutschland beitragen würde, in dem Österreich (nach dem Verlust Oberitaliens und Galiziens) aufgehen würde, und Ungarn mit Dalmatien an seiner Seite zu einer neuen europäischen Großmacht würde. Der Sinn von Kossuths Politik sei Ungarns Unabhängigkeit um jeden Preis.³¹

Eine zusammenfassende und ausgesprochen negative Charakteristik von Kossuth enthält auch ein Aufsatz von Carl Wurzbach.³² Kossuth wird einfach als Verräter abgestempelt; er übe eine Tätigkeit als Redner, als Propagandist, als Minister und Journalist, als Agitator aus; hinter seinen Taten sei „die schwarze, lauernde Spinne des Verrathes“³³ zu entdecken. Seine schönen Phrasen seien Phrasen geblieben, während Ungarns Zustand jammervoll sei. Er habe sogar die pragmatische Sanktion in Frage gestellt, wie fälschlicherweise behauptet wurde.³⁴ Kossuth habe die Wiedergeburt Ungarns gewollt, offen hochverräterische Bestrebungen voll Vaterlandsiebe gepredigt. Er habe die Sache des Königs verraten, weil er eine Dynastie Kossuth gewollt habe. Letztere Feststellung entbehrt selbstverständlich jeglicher Wahrheitsgrundlage.

Als schließlich am 28. September Feldmarschallleutnant Graf Franz Philipp von Lamberg in Pest vom Pöbel ermordet wurde, berichtete Mathias Koch (geb. 1797)

30 Dr. C. W.: Wie kann Oesterreich groß werden und stark bleiben? In: *ThZ* Nr. 158, 3. Juli 1848, S. 634.

31 Herrn Kossuths magyarische Großmacht-Politik. In: *ThZ* Nr. 194, 13. August 1848, S. 781–782.

32 Dr. C. W.: Kossuths letzte Thätigkeit. In: *ThZ* Nr. 234, 29. September 1848, S. 941–942.

33 Ebda, S. 941. Im Original betont mit Sperrdruck.

34 Für eine Darstellung der Fakten: Róbert Hermann: *Revolution und Freiheitskampf (1848–1849)*. In: István György Tóth (Hg.): *Geschichte Ungarns*. Budapest: Osiris, Corvina 2005, S. 485–507.

in der Zeitung am 3. Oktober im Leitartikel unter dem eindeutigen Titel „Der Meuchelmord des Grafen Lamberg.“ Die letzte Etappe der Wiener Revolution nahm am 6. Oktober mit der Ermordung des Kriegsministers Graf Theodor Franz Baillet von Latour ihren Anfang. Erst am 11. Oktober können wir darüber im *Oesterreichischen Courier* einen Kommentar lesen. Latours Ermordung wurde von offizieller Seite als Märtyrertod bezeichnet.³⁵ Auf die Ereignisse des 6. Oktober im Rahmen des Revolutionsjahres reagierte man im Blatt folgendermaßen:

Die Bewegung des 6. Oktober war daher keine Revolution für sich, sie war wie alle anderen Bewegungen seit dem 13. März, eine natürliche Folge desselben; eine kontinuierliche (!) Durchführung des erworbenen Rechtes, eine consequente Erhaltung der Errungenschaften.³⁶ In der Rubrik „Wiener Zustände“ wird nun auf der ersten Seite tagtäglich über die aktuellen Ereignisse berichtet. Am 17. Oktober resümierte man die Ereignisse folgendermaßen: „Es ist noch nie in der Geschichte vorgekommen, daß eine Revolution, die kein Prinzip, sondern bloß einen schmutzigen Geldkasten zur Grundlage hat, einen solchen Fanatismus hervorzurufen im Stande wäre.“³⁷

Am 24. Oktober schrieb man, dass Wien der Militärgewalt unterworfen und in Belagerungszustand versetzt sei. Der Kaiser floh nach Olmütz/Olomouc. Zwischen den Joseph Jellačić unterstützenden Truppen und den Garden der Studenten und Arbeiter brachen Straßenkämpfe aus. Die Revolutionäre erlitten am 31. Oktober bei Schwechat eine schwere Niederlage. Nach dem Oktober gelangten wieder die konservativen Kräfte zur Macht, Anfang Dezember bestieg Franz Joseph I. den Thron.³⁸ Seit der Nummer 258 vom 27. Oktober erschien während der Belagerung Wiens kein Blatt mehr, erst am 9. November wurde die Zeitung mit Nummer 259 fortgesetzt.

Die Ereignisse vor Ort in dieser entscheidenden Phase wurden im *Oesterreichischen Courier* in seiner Eigenschaft als politische Tageszeitung mit einer mehrtätigen Zeitverschiebung in Leitartikeln beziehungsweise in längeren persönlichen Kommentaren behandelt. Es handelt sich also nicht um eine kurze Berichterstattung unter den politischen Nachrichten, sondern eher um essayartige Auseinandersetzungen mit den Ursachen respektive Folgen der Ereignisse im journalistischen Stil. Die Autoren waren neben Journalisten bekannte Experten einzelner Wissensgebiete, etwa Historiker oder sogar Naturwissenschaftler. Hervorheben kann man Leopold Raudnitz, der sogar Redaktionsmitglied der *Theaterzeitung* war, den Bibliographen

35 Der sechste October. In: *ThZ* Nr. 244, 11. Oktober 1848, S. 381.

36 Alex.[ander] Skofitz: Sympathie unserer Provinzen. In: *ThZ* Nr. 248, 15. Oktober 1848, S. 995.

37 Wien im October. In: *ThZ* Nr. 266, 17. Oktober 1848, S. 1067.

38 Über die Machtübernahme von Franz Joseph I. als Kaiser des Habsburgerreichs am 2. Dezember wurde am 5. Dezember berichtet.

und Schriftsteller Constantin Wurzbach, oder den Juristen und Advokaten Ignaz Wildner-Mauthstein (1802–1854), der von Metternich zur Mitarbeit am ungarischen Wechselrecht eingeladen wurde und deshalb vom Landtag das ungarische Indigenat sowie das Adelsprädikat Mauthstein erhielt.

Hinsichtlich Ungarn schoss sich das Presseorgan weiter auf Kossuth ein. Seine Beurteilung österreichischerseits war voreingenommen und vernichtend, man sah ihn als teuflisch an:

Ungarn, das uns in den vielfältigsten Beziehungen so nahe berührt, mit seinen traurigen Wirren [...wird] von einem bösen Dämon mit Höllelist umspinnen, mit satanischer Gewalt entgegen gezogen werden. – Der böse Dämon des Auf-
ruhrs und Verraths, der die loyalen Ungarn umgarnt hält, in dem von der Hölle
gesponnenen Netze der Bethörung, der Verblendung und Verführung, wer ist
er? – Es ist der Erzfeind Oesterreichs in die Gestalt eines Menschen gefahren,
der den Namen Kossut [!] trägt, der in den Mantel des Patriotismus gehüllt, von
Haß und Hoffart gepeitscht, die Monarchie aus ihren Fugen zu treiben, ein sata-
nisches Gelüste hat [...].³⁹

Die Analyse von „H. M.“ hätte eher „Das Sündenregister Kossuths“ betitelt werden müssen, da der Verfasser sich ausschließlich mit Kossuths Politik als Finanzminister der Batthyány-Regierung beziehungsweise als Vorsitzender des Landesverteidigungsausschusses befasst. Er stellt fest, das Wien nach dem 15. März für die „hochherzlichen Magyaren und den Freiheitskämpfer Kossuth“ geschwärmt habe. Kossuth habe aber erkannt, dass solange der Absolutismus in Österreich nicht gebrochen sei, seine Pläne in Bezug auf Ungarn nicht gelingen könnten. Seine Forderungen seien gesonderte Ministerien des Handels, der Finanzen und des Krieges. Die Ungarn hätten eine Deputation mit dem Palatin an der Spitze nach Wien gesandt und im Falle der Nichtgewährung ihrer Forderungen die Loslösung angekündigt. „Der gütige König“ habe diese Forderungen bewilligen wollen. Darauf hätten die Böhmen ebenfalls ein gesondertes Ministerium und die Vereinigung der Kronländer Mähren und Schlesien verlangt. Wien habe in diesem Fall auf die Zustimmung dieser beiden warten wollen. In Ungarn habe man, anstatt Gleichberechtigung für die Nationalitäten einzuführen, die Magyarisierung der slawischen Provinzen im Schulwesen, im Recht und sogar in der Kirche betrieben. Als Antwort darauf hätten sich panslawistische Erhebungen entwickelt: „Da trat Kossuth auf; und bezeichnete diese For-

39 Bd.: Ungarn. In: *ThZ* Nr. 276, 29. November 1848, S. 1108.

derungen als Erhebungen des Slavismus, als Unterdrückung Ungarns, und vergaß, daß er selbst durch seine Handlungsweise diese Maßregeln als nothwendig zu Tage gefördert hatte.“ Es sei daneben in Lemberg/Lwiw ein selbstständiges Polenreich in Aussicht gestellt. Zudem habe Kossuth den Anschluß an Deutschland gewollt: „Er hätte aber eben so den Anschluß an den Halbmond oder an Rußland durchgesetzt, wäre darin ein Heil für seine Plane gelegen. [...] Unterdessen hatten die Wirren in Ungarn den Culminationspunct erreicht, das Ansehen des Königs wurde factisch mit Füßen getreten, indem man Gesetze decretirte [...]“⁴⁰

Über die Kriegseignisse wurden die Tatsachen nach den Armee-Bulletins in der Rubrik „Vom Kriegsschauplatze“ kurz mitgeteilt. Die Untersuchung konzentriert sich hier aus arbeitsökonomischen Gründen auf die Rechtfertigungsstrategie und das Endkapitel des ungarischen Freiheitskrieges. Die Zeitung war unterdessen auf *Morgenblatt* und *Wiener Abend-Courier* (Beilage zum *Oesterreichischen Courier*) aufgeteilt. Neben den Kriegsgeschehnissen auf dem Gebiet Ungarns beschäftigten sich die Autoren des Blattes mit dem Schicksal von Frankreich und Italien, zudem mit der Beziehung von Österreich zu Preußen, worauf hier allerdings nicht eingegangen werden kann.

Dr. Wildner-Mauthstein untersuchte schon Anfang Dezember 1848 die Frage, ob der Krieg gegen Ungarn gerecht sei. Er geht von der Tatsache aus, dass die Ungarn einen Kampf für wohlverbriefte Rechte gekämpft hätten. Sein Standpunkt bei der Beantwortung dieser Frage sei das Vernunftrecht, und der Autor ging auf das Problem der Nationalitäten ein, die die Mehrheit (durch das Gesetz seien elf Millionen Menschen unter fünfzehn Millionen mundtot gemacht) im Land seien und trotzdem von den die Minderheit bildenden Ungarn unterdrückt würden. So kommt er zur Feststellung, dass „der Krieg gegen euch drei Mal gerecht, und euer Kampf gegen uns drei Mal ungerecht“ sei. Ungarn habe seinen gesellschaftlichen Bund mit den anderen Ländern lösen wollen, wolle seine Verpflichtung an den Zentrallasten nicht einhalten (Staatsschuld); er beschuldigt die ungarischen Politiker folglich des Wortbruchs. Seine Schlussfolgerung ist: Daher sei der Krieg gegen Ungarn völlig gerecht.⁴¹

Am 15. Juli 1849 wurde das ungarische Hauptheer unter dem kommandierenden General Arthur Görgey vom russischen General Paskiewits bei Vác/Waitzen geschlagen. Fünf Tage später bejubelte das Blatt den Sieg über diese Kerntruppen des

40 H. M.: Das Sündenregister Ungarns. In: *ThZ* Nr. 283–284, 7. Dezember 1848, S. 1135–1136.

41 Dr. Wildner-Maithstein: Ist der Krieg gegen Ungarn gerecht? In: *ThZ* Nr. 198, 19. August 1849, S. 789–790.

ungarischen Heeres, die als „Rebellenhorden“ bezeichnet wurden.⁴² Leopold Raudnitz befasst sich schließlich mit der Waffenniederstreckung des ungarischen Heeres bei Arad am 13. August 1849 und deren Widerhall. Dieses Ende ist für ihn der „natürliche, voraussichtliche Verlauf einer Insurrection, die von dem überlegenen Talent und der Macht der die Ordnung vertretenden Heere besiegt wird.“⁴³ Die Ereignisse werden aber von jeder Partei anders bewertet:

Nun aber, wird die so begreifliche Unterwerfung in einer die öffentliche Meinung arg beunruhigenden Weise angedeutet, und die leichte Erregbarkeit unseres Publicums benützt, die längere Zurückhaltung officieller Detailsberichte als Folge von politischen Conventionen, Concessionen und Restaurationsgelüsten darzustellen, oder doch eine solche Ansicht durchschimmern zu lassen. Die demokratisch-radicalen Partei opfert ihren treuen Schildträger, ihren besungenen und in tausend Bildern verherrlichten Magyarenführer, macht Görgey zum käuflichen Verräther, bloß um Oesterreichs und Rußlands Waffen nicht die Ehre des Sieges zu gönnen [...]. Die conservativ-specifisch magyarische Partei bringt Insinuationen von Wiederherstellung eines gesonderten magyarischen Reiches, mit vormärzlichen Beschränkungen ins Publikum, und weiß nicht, welche Erbitterung sie dadurch in das Herz jedes österreichischen Patrioten gießt, welcher endlich sich dem Ziele näher gerückt sieht, ein einiges, mächtiges, alle seine Völker gleich beglückendes Oesterreich aus diesem Irrsale und Wirrsale hervorgehen zu sehen. Die germanische Partei lispelt auch von politischen Concessionen, welche gemacht worden sein sollten; sie sucht darin Hülfquellen für das unitarische Deutschland.⁴⁴

Wenn diese patriotischen Ziele nicht erreicht würden, so meint der Autor, wäre dies eine Niederlage Österreichs, Europas, der Zivilisation und der Hoffnung auf eine schönere Zukunft, auf den Frieden der Welt. Raudnitz macht in einem weiteren Text wenige Tage später im spöttischen Ton auch klar, dass von österreichischer Seite nach der Kapitulation keine Milde und Versöhnung für Ungarn zu erwarten sei.⁴⁵

42 Nachrichten vom Kriegsschauplatze. In: *ThZ* Nr. 172, 20. Juli 1849, S. 686.

43 L[eopold] Raudnitz: Die ungarische Katastrophe und die öffentliche Meinung. In: *ThZ* Nr. 200, 22. August 1849, S. 797.

44 Ebda.

45 L[eopold] Raudnitz: Streiflichter auf die letzten Acte des ungarischen Rebellionsdramas. In: *ThZ* Nr. 203, 25. August 1849, S. 809.

Schließlich erschien ein Beitrag des Juristen Wildner-Mauthstein über die mögliche juristische Umgestaltung und Modernisierung des besiegten Ungarn in der Zukunft. Der Rechtsgelehrte, der sich mit dem ungarischen Recht befasste und ein guter Kenner der Geschichte Ungarns war, legte in diesem Artikel die Zukunft Ungarns dar, das seiner Meinung nach umgestaltet werden müsse: „Jetzt oder nie! entweder Ungarn durch vernunftgemäße und somit allgemein gerechte Institutionen schnell für immer gewinnen, oder durch Conservirung des alten Unrathes im Augiasstalle für immer verlieren!“⁴⁶ Weiter zählt er die verschiedenen Gebiete des Rechtswesens (u. a. Preß- und Gemeinderecht, Zivil- und Strafrecht, Finanzgesetzgebung) auf, die reformiert und modernisiert werden müssten.

Resümee

Die *Wiener Theaterzeitung* als Theater- und Literaturorgan berichtete unter anderem über Themen in Bezug auf Ungarn unter den anderen Ländern der Monarchie, aber nicht mit besonderem Interesse, sondern ebenmäßig, in einem für die Ereignisse adäquat detaillierten Umfang. Das Blatt informierte über wichtige Ereignisse im kulturellen Leben (Theatereröffnungen), sowie über die Überschwemmung von Pest-Ofen und beteiligte sich an der Spendenaktion nach der Brandkatastrophe im Deutschen Theater. Interessanterweise ist gerade beim tagtäglich erscheinenden, zum politischen Organ umgewandelten *Oesterreichischen Courier* in den Analysen der Leitartikel ein Zuwachs des Inhaltsniveaus feststellbar; die essayartigen Kommentare zu den politischen Ereignissen trugen zur Modernisierung der Zeitung bei und verliehen dem Blatt einen journalähnlichen Charakter. Allerdings enthielten die hier ausgedrückten Meinungen nichts Positives in Bezug auf Ungarn. Im *Oesterreichischen Courier* ist keine Spur der Sympathie mit oder zumindest des Verständnisses von Ungarn wahrzunehmen, geschweige denn die offen ungarfreundliche Einstellung zum Beispiel des *Wanderers*. Die Autoren des *Couriers* repräsentierten einen gesamtösterreichischen, kaisertreuen Standpunkt und fokussierten in ihren Analysen in Zusammenhang mit den Ereignissen des ungarischen Freiheitskampfes auf die Interessen des Gesamtstaates. Ab Sommer 1848 sind für die Berichte in Bezug auf Ungarn hauptsächlich wegen Lajos Kossuths Politik Ausdruck der Enttäuschung, sogar offene Feindseligkeit ist charakteristisch. Aufgrund der „separa-

46 Dr. [Ignaz] Wildner-Mauthstein: In Ungarn jetzt oder nie! In: *ThZ* Nr. 206, 29. August 1849, S. 822.

tistischen Bestrebungen“ der Ungarn sah man die Existenz des Vielvölkerstaates bedroht. In manchen kritischen Beurteilungen (z. B. in Hinsicht auf die verfehlte ungarische Nationalitätenpolitik) hatten sie sogar – wie heute allgemein bekannt ist – recht. Bemerkenswert ist außerdem, dass die kritischen Äußerungen mit Argumenten untermauert waren. Die Entwicklung des typischen Vormärzorgans im Jahr 1848 unter dem früheren Redakteur, Adolf Bäuerle, hielt sich jedoch nicht auf Dauer: In den 1850er Jahren wurde es wiederum zu einem mittelmäßigen Blatt. Vom 1. Januar 1850 an erschien es mit dem alten Titel *Wiener allgemeine Theaterzeitung*, befasste sich außer den Theaterthemen mit Nachrichten des gesellschaftlichen Lebens und brachte Belletristik.

REZENSIONEN

Katharina Bergmann-Pfleger: *Die Steiermärkische Landesbibliothek in der NS-Zeit*. (Veröffentlichungen der Steiermärkischen Landesbibliothek 46; Veröffentlichungen des Ludwig Boltzmann Instituts für Kriegsfolgenforschung Graz – Wien – Raabs – Sonderband 28.) Graz: Amt der Steiermärkischen Landesregierung 2023. 336 S. ISBN 978-3-9503989-8-4.

Die Steiermärkische Landesbibliothek (StLB) in Graz, 1811 als Teil eines Museums gegründet, ist die älteste und größte Landesbibliothek Österreichs. Der vor einigen Jahren einsetzende Trend, Museen und Bibliotheken in Deutschland und Österreich systematisch auf Bestände durchzusehen, die unter nicht einwandfreien Umständen erworben worden sein könnten (sei es im Zusammenhang mit dem Kolonialismus oder während der NS-Zeit), hat auch vor der StLB nicht Halt gemacht. Die Autorin des hier vorzustellenden Bandes hat im Rahmen eines relativ kurzen Forschungsprojekts von Anfang 2021 bis Mitte 2022 diese Provenienzforschung geleistet, deren Resultate sie nun vorlegt, eingebettet in eine breit angelegte Geschichte der StLB von 1933 bis etwa 1950. Katharina Bergmann-Pfleger versteht ihre Studie zugleich „als Beitrag zur Erforschung der Geschichte österreichischer (wissenschaftlicher) Bibliotheken während der NS-Zeit sowie zur Erinnerung an das nationalsozialistische Unrecht“ (S. 19). An dem Vorhaben waren neben der Landesbibliothek das Ludwig Boltzmann Institut für Kriegsfolgenforschung, das Institut für Geschichte der Universität Graz sowie die Historische Landeskommission für Steiermark beteiligt. Herausgekommen ist die detailreich recherchierte Geschichte einer steirischen Institution in vier politischen Systemen (Erste Republik, Ständestaat, NS-Regime und Zweite Republik); nennenswerte Vergleiche mit anderen größeren österreichischen Bibliotheken, für deren Geschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts es einschlägige Literatur gibt (siehe Literaturverzeichnis, S. 320f.), stellt Bergmann-Pfleger nicht an.

Die Quellenlage erweist sich als relativ gut, da keine größeren Verluste einschlägiger Akten zu beklagen sind. Die Verfasserin hat nahezu 10.000 Seiten Archivmaterial gesichtet, darunter die minutiös geführten Dienstagebücher der StLB, von denen sie 2.000 Seiten handschriftlich geführter Eintragungen ausgewertet hat (S. 20–22). Diese Quelle verzeichnet natürlich auch außergewöhnliche Ereignisse

wie den „Anschluss“ Österreichs an NS-Deutschland im März 1938, mit dessen Wahrnehmung durch das Bibliothekspersonal die Autorin den Darstellungsteil eröffnet. Davon abgesehen dokumentieren die Tagebücher primär den mehr oder minder normalen Dienstbetrieb einer zwar wissenschaftlichen, der Öffentlichkeit jedoch zugänglichen Bibliothek mit allen hierfür typischen Aspekten (Besucher- und Entlehnstatistik, Zugänge, Personalwechsel, Raum- und Konservierungsfragen usw.). Man gewinnt den Eindruck, dass das Personal der StLB selbst in alles andere als normalen Zeiten wie im Zweiten Weltkrieg mit den von ihm hervorgerufenen materiellen Mangelserscheinungen, Einberufungen und Luftangriffen bemüht war, den gewohnten Alltagsbetrieb so weit als möglich aufrechtzuerhalten.

Den Kern der Studie bilden die Kapitel über die Personal- und Erwerbspolitik, wobei hinsichtlich Letzterer zu klären war, ob die StLB eine oder gar die einzige Nutznießerin des vom NS-Regime in der Steiermark beschlagnahmten Schriftguts war. Die Untersuchung des Personalstands erfolgt großteils in Form biografischer Porträts sämtlicher namentlich bekannter Mitarbeiter, von den Direktoren bis zu den Reinigungskräften. Hier wäre eine Beschränkung auf relevante Personen, die auch als Forscher Spuren hinterlassen haben, die bessere Lösung gewesen, zumal die Autorin mehrfach herausarbeitet, dass nicht nur die StLB bemüht war, sich als wissenschaftliche Institution zu profilieren (mittels Ausstellungen, einer Publikationsreihe, Vorträgen usw.), sondern auch einzelne Mitarbeiter emsig publizierten und sich auf gewissen, wenngleich engen Gebieten den Ruf von Experten erwarben. Entbehrlich ist außerdem die ausführliche Wiedergabe der Nachrufe auf verstorbene Mitarbeiter, da diese kaum über die üblichen Lobpreisungen hinausgehen.

Auffallend ist die hohe Personalkontinuität in der StLB vor und nach dem März 1938 (S. 48). Das an die Macht gekommene NS-Regime hielt offenbar Entlassungen für unnötig, denn es gab im Personalstand weder jüdische noch linke Angestellte. Von den 26 Mitarbeitern der Bibliothek zwischen 1938 und 1945 gehörten 12 der NSDAP an, fünf davon waren sogenannte Illegale, die während des Verbots der NSDAP 1933-1938 Mitglieder gewesen waren (S. 66f.). Bergmann-Pfleger erfasst anhand der einschlägigen Mitgliederkarteien auch Zugehörigkeiten zu den Gliederungen (SA, SS etc.) und angeschlossenen Verbänden der NSDAP. Sie geht jedoch von der irrigen Annahme aus, der Beitritt zur Deutschen Arbeitsfront (DAF) sei freiwillig gewesen (S. 66). In Wahrheit handelte es sich um eine Zwangsmitgliedschaft aller Berufstätigen, ähnlich wie heute bei der österreichischen Kammer für Arbeiter und Angestellte.

Ein weiterer Abschnitt widmet sich dem Dienstbetrieb, insbesondere dem Benutzerdienst, dessen Umfang bereits statistisch erfasst wurde. Trotz kriegsbedingter, vor

allem dem Personalmangel geschuldeter Einschränkungen blieb die Bibliothek bis Kriegsende geöffnet, auch an Samstagen, wie man mit Erstaunen erfährt (S. 122). Ab Anfang August 1945 gab es wieder einen eingeschränkten Benutzerbetrieb (S. 287). In Summe fördert dieses Kapitel keine erwähnenswerten Spezifika der StLB zutage. Ins Auge sticht, dass in den 1940er Jahren lediglich die Bibliothekare den Zettelkatalog nutzen durften (S. 175). Leider erfährt man nicht, ob dies überall so gehandhabt wurde.

Ungefähr in der Mitte des Buches folgt ab Seite 165 das zentrale Kapitel 4 zur Bestandspolitik. 1938 verfügte die Bibliothek, die erst 1981 das Recht auf Pflichtexemplare aller in der Steiermark gedruckten Werke erhielt, über rund 286.000 Druckwerke. Ab 1941 kam es laut den allerdings deutlich zu niedrig angesetzten Angaben im offiziellen Jahresbericht der StLB zu einer explosionsartigen Vermehrung auf zumindest rund 443.000 Bände Mitte 1942, in erster Linie verursacht durch die Übernahme der Bestände vom Reichsstatthalter aufgelöster steirischer Klöster (Admont, Rein, Seckau, St. Lambrecht und Vorau) sowie durch Konfiskationen in jenen im April 1941 von der Wehrmacht besetzten, nördlichen Teilen Jugoslawiens, die bis zum Ersten Weltkrieg zur Steiermark gehört hatten. Der in den 1930er Jahren außerordentlich kärgliche Etat zum Ankauf von Druckwerken stieg ab 1938 deutlich an, unter anderem durch Dotationen, die speziell für den Erwerb der bis dahin verboten gewesenen NS-Literatur bestimmt waren (S. 188, 200f.). Die Übernahme, Erfassung, Katalogisierung und Aufstellung dieser riesigen Menge an Druckwerken stellte das durch Einberufungen geschrumpfte Personal der StLB vor unlösbare Probleme, zumal parallel dazu auch die Beteiligung an 1938 angelaufenen großdeutschen Katalogisierungsaufgaben zu bewerkstelligen war (S. 177). Damit nicht genug, sollten die Bibliothekare ab dem Frühjahr 1938 die (alten und neuen) Bestände von aus NS-Sicht unerwünschtem Schrifttum, etwa jenem jüdischer und/oder prononciert linker und pazifistischer Autoren, „säubern“, wofür einander widersprechende Listen zirkulierten. Bergmann-Pfleger belegt, dass die Mitarbeiter der StLB unmittelbar nach dem „Anschluss“ in vorauseilendem Gehorsam mit Ausortierungen begannen; es wurden zwar keine unliebsamen Druckwerke vernichtet (eine Bücherverbrennung fand in Graz während der NS-Zeit nicht statt), wohl aber der Nutzung durch interessierte Leser entzogen (S. 178–183).

Selbst nach den minutiösen Forschungen Bergmann-Pflegers ist nicht restlos geklärt, wie umfangreich die Erwerbungen verfolgungsbedingten Buchguts seitens der StLB waren; dieser Befund gilt sogar für die übernommenen Klosterbibliotheken, die wegen des riesigen Arbeitsaufwands oft nur eingelagert und nach Kriegsende

den früheren Eigentümern zurückgegeben wurden. Aus den fünf erwähnten Klöstern gelangten bis Mitte September 1941 zumindest 286.000 Bände, rund 1.000 Inkunabeln und Nachinkunabeln sowie circa 2.700 Handschriften zeitweilig in die StLB (S. 245f.). Nach dem Zusammenbruch der NS-Herrschaft trat die Bibliothek, die ihre während der NS-Zeit erlangte, eigenständige Stellung außerhalb des Landesmuseums Joanneum bewahren konnte, in jeder Hinsicht den Marsch in die Gegenrichtung an: Abgesehen von der unstrittigen Restitution der Klosterbestände wurde die in den Jahren davor angeschaffte NS-Literatur rasch ausgesondert, während zwischen 1938 und 1945 verfemte Werke an ihre alten Plätze zurückkehrten – ein für das frühe Nachkriegsösterreich paradigmatischer Vorgang (S. 293). Die Entnazifizierung der Mitarbeiter und die damit einhergehende Beurteilung ihres Verhaltens während der NS-Zeit (im Fall der „Illegalen“ auch in den Jahren davor) hat die Verfasserin bereits bei den Lebensläufen behandelt. Zu sonderlichen Friktionen etwa in Form von Entlassungen scheint es nicht gekommen zu sein; Bibliotheksdirektor und ab Mai 1938 NSDAP-Mitglied Julius Franz Schütz war etwa von 1937 bis zu seiner Pensionierung 1954 im Amt und von den „Illegalen“ war 1945 ohnedies nur mehr eine Person beschäftigt (S. 309).

Ein dreiseitiges Fazit fasst die wichtigsten Befunde dieses üppig und aussagekräftig illustrierten Bandes zusammen. Wie sich zeigt, stellte für die StLB die NS-Herrschaft „als politisches und ideologisches System kein allzu großes Problem dar“ (S. 308), was zum einen an der Nähe etlicher leitender Mitarbeiter zu deutschnationalem, ja völkischem Gedankengut lag, zum anderen an der lange vor 1938 etablierten Einbindung der Bibliothek in reichsdeutsche Institutionen wie den Verein Deutscher Bibliothekare. Nach dem „Anschluss“ führte das Personal den Betrieb entsprechend den nun geltenden Erwartungen und Vorgaben loyal fort; gelegentlich legte es sogar etwas Übereifer an den Tag. Es hat den Anschein, dass den Bibliothekaren die Anpassung an die Regimewechsel 1918, 1933, 1938 und 1945 keine sonderlichen Schwierigkeiten bereitete; eine kritische Auseinandersetzung mit dem eigenen Verhalten unterblieb nach 1945 wie nahezu überall. „So blieben die Akteure sowohl nach dem Zäsurjahr 1938 als auch dem von 1945 weitgehend die gleichen“ (S. 309). Im Vordergrund stand der Nutzen, den das NS-Regime der StLB auf den ersten Blick verschaffte: ein höherer Etat, enorme und noch dazu kostenlose Zuwächse an Druckwerken und die Loslösung aus dem Landesmuseum 1941. Freilich ist zu bedenken, dass es natürlich nicht die Landesbibliothek war, die die Auflösung der Klöster oder die Konfiskationen im besetzten Slowenien anordnete; es blieb ihr wenig anderes übrig, als die andernorts verfügte Übernahme dieser Bestände durch-

zuführen, wenngleich ihr dies gewiss nicht unangenehm war, bedeutete es doch einen erheblichen Zuwachs an Werken insbesondere im Bereich Styriaca, also mit Bezug zur Steiermark. Interessanterweise bewertet Bergmann-Pfleger die Auswirkungen des Weltkriegs als den wichtigsten Bruch, der den bibliothekarischen Alltag spätestens ab 1943 tiefgreifend prägte. Präventive Luftschutzmaßnahmen sowie die Verlagerung gefährdeter Bestände an vermeintlich sichere Orte inner- und außerhalb von Graz banden so viele Ressourcen, dass selbst die Inventarisierung der mehr als 280.000 „Raubbücher“ bis nach dem „Endsieg“ aufgeschoben werden musste. Nach dem Abschluss der Rückführung nach Graz bzw. der Restituten 1948 „war das Dritte Reich für die Landesbibliothek kein Thema mehr – bis heute“ (S. 310). Bergmann-Pfleger schließt ihre sorgfältig recherchierte, gut lesbare und hinsichtlich ihrer Befunde überzeugende Studie, der lediglich der Verzicht auf das eine oder andere unnötige Detail gutgetan hätte, mit dem Hinweis auf heute noch in der StLB vorhandene Bücher, bei denen sichtbare NS-Stempel und/oder unkenntlich gemachte Vermerke der Vorbesitzer „vereinzelt noch auf die großangelegten kulturellen Raubzüge des NS-Apparats“ (S. 311) hindeuten. Ob es also nach wie vor restitutionswürdige Bestände gibt, bleibt weiter eine offene Frage.

Martin Moll (Graz)

Josef Smolen: *Fritzi Löw und die Buchkunst in Wien um 1900. Neuentdecktes zu Künstlern und Verlagen*. Berlin/Wien: Rotes Antiquariat 2023. 184 S. ISBN: 978-3-9808807-8-7.

Der Arzt Josef Smolen hat neben Fachbeiträgen bereits einige Bibliographien wie zum Beispiel zu *Der rote Hahn* oder *Die Lyrischen Flugblätter des Alfred Richard Meyer* verfasst. Mit *Fritzi Löw und die Buchkunst in Wien um 1900* hat er nun ein Werk, das weit über eine reine Bibliographie hinausgeht, vorgelegt.

Das Vorwort bietet eine packend skizzierte Genese des vorliegenden Buchs. Wie so viele Forscher ist Smolen von einer vermeintlich kleinen Frage(stellung) ausgehend zu einer Fülle von unterschiedlichen Aspekten gekommen. Als Ergebnis haben wir nun eine Bibliographie u. a. der sogenannten Liebhaberausgaben des Verlags Anton Schroll sowie eine Übersicht der Verlagsgeschichte von Schroll, Reisser und Kosmack, eine Biographie der Künstlerin Fritzi Löw und allgemein eine vertiefte Kenntnis des Wien um 1900 – wobei der Zeitrahmen wesentlich umfassender ist, als der Titel ankündigt.

Smolen geht zunächst auf die Geschichte des Verlags Anton Schroll ein, dessen Schwerpunkt auf Kunst und Kunstgewerbe und im besonderen auf Architektur lag.

Die Zeitschriften *Der Architekt* und *Das Interieur* sind bekannte Beispiele. 1913 wurde der Verlag verkauft, Geschäftsführer des „Kunstverlag Anton Schroll & Co., Gesellschaft m. b. H.“ war Dr. Oskar Reisser. Die Familie Reisser ist für die 1873 gegründete Druckerei bekannt, hat aber, wie Smolen eruieren konnte, bereits ab 1906 Bücher verlegt. Smolen gibt einen Überblick über das Verlagsprogramm, geht auf Christoph Reissers Rolle bei der Präsentation Österreichs bei der BUGRA ein und gibt dabei Einblicke in die Vorbereitungen hinsichtlich der Buchmesse 1914 in Leipzig. Dieser scheinbare Umweg ist jedoch nicht nur per se interessant, sondern für die genaue Datierung der Erstveröffentlichung der *Drei Märchen* von Clemens Brentano, jenes Bandes, der die Reihe der Liebhaberausgaben anführt, wichtig. Smolen konnte so nachweisen, dass der Band schon früher erschienen ist als bisher angenommen.

Möglicherweise könnten anhand von Unterlagen des Handelsgerichts zu diesen Verlagen noch einige zusätzliche Details geklärt werden.

Ebenso verdienstvoll ist Smolens Beschäftigung mit Eduard Kosmack und seinem 1909 gegründeten Verlag. Kosmack hatte über seinen Onkel Adolf Hölzel den Kunstkritiker Arthur Roessler kennengelernt. Hier zeigt Smolen ein Geflecht von Verbindungen, in dem auch die Künstlerin Fritz Löw an wichtiger Stelle aufscheint. Sie ist mit ihren Arbeiten auch im Mappenwerk *Mode Wien 1914/15* vertreten, welches im Verlag Kosmack erschienen ist.

Es folgt eine Biographie Fritz Löws, aus der wiederum eine Fülle von Bezügen zu bekannten Personen ersichtlich wird: Ein Onkel Löws war Julius Wagner-Jauregg. Eingeheliratet hat sie in die Familie Lazar. Ein Schwager war der Arzt Erwin Lazar, der u. a. für die Kinderwohlfahrt Bedeutendes geleistet hat und ein Pionier der Autismusforschung war. Die Schwägerin Auguste Lazar ist als Autorin bekannt, genauso wie deren jüngste Schwester Maria Lazar, die in den letzten Jahren wiederentdeckt worden ist.

Manche der Abbildungen sind etwas klein ausgefallen, was vielleicht der großen Anzahl geschuldet ist. Smolen konnte u. a. aus einem Privatarchiv, das von Löws Großnichte Tina Löw zur Verfügung gestellt worden ist, schöpfen. Viele der Abbildungen illustrieren das private Leben, man sieht illuminierte Briefe Löws an Familienmitglieder, Neujahrs- und Glückwunschkarten sowie Photos der Familienmitglieder. Smolen stellt das vielfältige Schaffen Löws vor. Er erinnert daran, dass Löw Gründungsmitglied der „Wiener Frauenkunst“ war und geht auf die von ihr beschickten Ausstellungen ein. Ein wahrscheinlich kaum bekanntes Detail in Löws Schaffen dürfte z. B. ihre Mitarbeit an einer von Otto Neurath verantworteten Aus-

stellung sein. Smolen rekonstruiert, dass sowohl Gustav Klimt (über die auftraggebenden Familien Gallia bzw. Bloch-Bauer) als auch Egon Schiele (der sich für Arbeiten von Studienkollegen Löws interessierte) die Künstlerin gekannt haben könnten. Unabhängig davon ist Löws Bedeutung evident. Smolen veranschaulicht dies, indem er ihren Anteil z. B. am Mappenwerk zur Wiener Mode oder auch den an Postkarten der Wiener Werkstätte nicht nur in absoluten Zahlen belegt, sondern auch den Prozentanteil ausweist.

Einen Bruch stellt Smolen mit dem Jahr 1934 fest. Ab diesem Zeitpunkt ist sie in keinen Ausstellungen mehr vertreten, auch sonst scheint es keine veröffentlichten Arbeiten gegeben zu haben. Smolen vermutet im Hinblick auf die politische Haltung von Löws Umkreis, dass sie entsprechend strengen Restriktionen unterworfen war. Exil (über Dänemark und England nach Brasilien) und Reemigration werden mit viel Bildmaterial wie illustrierten Briefen an Familienmitglieder veranschaulicht. Der bibliographische Abschnitt des vorliegenden Werkes beschäftigt sich mit den Verlagen Christoph Reisser's Söhne bzw. Eduard Kosmack, den Werken von Fritz Löw und besonders den Liebhaberausgaben des Anton Schroll Verlags.

Smolen war dabei vor nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten gestellt. Es gab keinerlei Angaben des Verlags Anton Schroll zur Menge einzelner Bände bzw. zur Anzahl der Auflagen oder welcher Auflage das jeweilige Bändchen zuzurechnen ist. Der Autor musste all diese Informationen aus anderen Quellen zusammensuchen und oft genug nur von Indizien ausgehend eine Abfolge rekonstruieren. So kann Smolen anhand von Verlagsmitteilungen und Werbeeinschaltungen auf zumindest 10 Varianten allein des ersten Bandes schließen.

Allein diese bibliographische Arbeit ist ein wichtiger Beitrag zu Buchgeschichte. Ein weiterer Verdienst Smolens ist es, unterschiedlichste Quellen, Primär- und Sekundärliteratur zu einer prägnanten Zusammenschau gebracht zu haben, die ein vertieftes Verständnis dieser Zeit ermöglicht. Nicht zuletzt hat Josef Smolen mit dem vorliegenden Werk, das als Jahresgabe 2023 der Wiener Bibliophilen-Gesellschaft erschienen ist, einen wichtiger Beitrag zu einem Desideratum, nämlich einer umfassenden Arbeit über die Künstlerinnen und Künstler der Wiener Werkstätte und deren Schaffen abseits der WW, geleistet.

Veronika Pfolz (Wien)

**Neuer Band des *Archivs für Geschichte des
Buchwesens***

Der für das Jahresende angekündigte Band 78 (2023) des AGB erscheint erstmalig unter der Redaktion von Johannes Frimmel, Christine Haug und Carsten Wurm. Die teils sehr umfangreichen Beiträge befassen sich u. a. mit der Zerstörung der Buchstadt Leipzig im Zweiten

Weltkrieg (Katharina Buß), der Geschichte von Anton Kippenbergs Goethe-Sammlung (Ruth Weiß), der Publikationsgeschichte von Voltaire's *La Pucelle d'Orléans* (Susanne Buchinger), der Hanauer Buchdruckerfamilie Antonius (Thomas Fuchs) und dem Kalenderverlag der Nürnberger Firma Endter (Franz M. Eybl).

Beiträger und Beiträgerinnen dieses Heftes

PD Dr. Johannes Frimmel: johannes.frimmel@germanistik.uni-muenchen.de

Mag. Gert Polster MAS: Gert.Polster@bgld.gv.at

Mag. Dr. Veronika Pfolz: veronika.pfolz@netway.at

Univ.-Doz. Dr. Martin Moll: martin.moll@uni-graz.at

Dr. Mária Rózsa: rozsam@t-online.hu